

iben
rt
E.

Michaelstr. 56/58
sschleiferei
n aller Art.

um
waden
Tanz
a. Musik



PIA
leistung, Wirt-
bergfreudig,
ust, dauerhaft,
Motor, Opel
ie Entloftung
n Vorzüge. Als
100 ab Werk
he-Probefahrt!
rbar
EUSS
Ruf 4154

ort.
aufwachen
charlachkeel,
n, Felderbsen,

Simonsen
en.
uny
ten Fabrikate
Sturms
orrätig.

am
Max 3-5

Junge
Schweine
abzugeben
Bernh. Schieren,
Eltenglehn.

Junge Schweine
und Rübiamen
abzugeben
Schmitz,
Büttgen-Kettes.

Junge Schweine
zu verkaufen
Wils. Schmidt,
Brüde b 12
Reuf Land 2.

Schöne Schweine
abzugeben
P. Schiffer,
Golzüttgen,
Güngert R 4.

Regenhühner
St. 2- veräußert
Roartherbrude 2.

zu verkaufen:
Zeitungsagenen
Rübiamen
A 100 1,00
Wd. Rüden, Gohr

1 Plateau-
wagen
mit Verbed zu
verkaufen.
Golzüttgen 3 26.

Die Veruehung, die
ich gegen Frau
Hrnia Stabandt
in Goltheim ge-
macht habe, nehme
ich mit Bedauern
zurück.
Heinrich Schom-
lein, Goltheim,
Gauvtrage 12.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 28 — Sonntag, 14. Juli 1935

Sommernacht

Es waltet das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch and'rer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Tälern,
Da herrscht ein alter schöner Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Aehrenfelde naht,
Dann geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschen, jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich floh'n die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller.

Sehen und Schauen

Eine sommerliche Betrachtung

von Kurt Engelbrecht

Wieder strömen sonntäglich vom frühen Morgen an dichte Menschenmassen aus den engen Städten ins Freie, um sich an Wald und Wiese, an Busch und Baum zu erfreuen. Wieder treten Hunderttausende arbeitsmüder Volksgenossen die nur allzu oft mit mancherlei Einschränkungen erkauften Urlaubsreise an, um im Frieden der Berge oder in der Frische des Meeres Erholung zu suchen. Tausende, die der Erholung nicht unbedingt bedürfen, kommt es auch wohl nur darauf an, einmal neue, andersgeartete Eindrücke zu empfangen und mehr oder weniger ungewöhnliche Erlebnisse in den Alltag zurückzubringen.

Sei es, wie es sei: fragt man viele der Ausflügler, der Erholungs- oder Vergnügungsreisenden am Ende des Sommers, worin nun die Bereicherung bestehe, die sie erfahren, so muß man zumeist eine Enttäuschung feststellen, daß fast nur äußere Eindrücke aufgenommen wurden und daß von einer seelischen Bereicherung kaum die Rede ist.

„Ansichten“ werden auf Postkarten und Photos in Hülle und Fülle gesammelt und heimgebracht. Sie sollen dem Gedächtnis helfen, die äußeren Eindrücke festzuhalten. Dem Ungewöhnlichen, Ueberraschenden wird dabei besondere Teilnahme entgegengebracht. Ich erlebte es, daß eine Teilnehmerin an einer Gesellschaftsfahrt in die großartige Welt des Nordlandes sich als denkwürdigste Erinnerungsstücke die täglichen Speisekarten aufhob, um dann zu Hause getreulich von den kulinarischen Genüssen der Reise berichten zu können.

Das mag gewiß ein Grenzfall sein, aber es trifft doch zu, daß oft jenes Wort des Dichters: „Trink, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Ueberfluß der Welt“ allzu wörtlich verstanden und befolgt wird. Man meint in der Tat, es sei genug, nur eben die Augen zu gebrauchen, nur sie allein genießen zu lassen. Die Seele aber geht dabei leer aus. Der innere Mensch findet keine Bereicherung. Die Eindrücke bleiben in den Sinnen haften und dringen vielleicht nur für einen kurzen Augenblick bis in das Gemüt vor, um hier eine vorübergehende Erschütterung hervorzurufen. Und wie oft ist auch diese noch unecht und unwahr! Wie oft nur nachempfunden oder künstlich erregt, weil man doch im Anblick einer großen Natur nicht teilnahmslos erscheinen möchte! Wie inhaltlos klingen nicht die Ausrufe des Entzückens, die man immer wieder auch vor den gewaltigsten Naturschauspielen hören muß!

Nein, um etwas von dem „goldnen Ueberfluß der Welt“ in sich zu fassen, genügt es nicht, die Augen nur sehen zu lassen. „Trinken“ sollen sie in vollen Zügen, zur tiefen Beglückung der Seele. Nicht das Sehen, sondern erst das Schauen vermittelt wahrhaft bereichernde und bleibende Eindrücke.

Freilich ist das dann etwas, das sich nicht auf Ansichtskarten bannen, das sich nicht in Koffer oder Handtasche mit nach Hause bringen, womit sich daheim auch bestimmt nicht großtun läßt. Ja, es ist sogar etwas, über das man nur wenig

oder nichts sagen kann, wenn man nicht gerade ein Dichter ist. Denn für diese Dinge fehlt es auch unserer reichen Sprache an geläufigen, gebrauchsfertigen Ausdrücken.

Heißt es dann aber nicht zu viel verlangen, wenn wir die Forderung aufstellen: Vom Sehen zum Schauen? Gibt es einen Weg, auf dem jeder vom Sehen zum Schauen gelangen kann? Vielleicht bedeutet es gar eine Erschwerung des Naturgenusses, wenn wir nicht beim reinen Sinneseindruck stehen bleiben wollen?

Nun, darüber müssen wir uns klar sein, daß von irgendwelcher Mühe gar keine Rede sein kann. Das Schauen ist nicht mühevoller als das Sehen. Ja, vielleicht ist es sogar müheloser, wenn es erst selbstverständlich geworden ist.

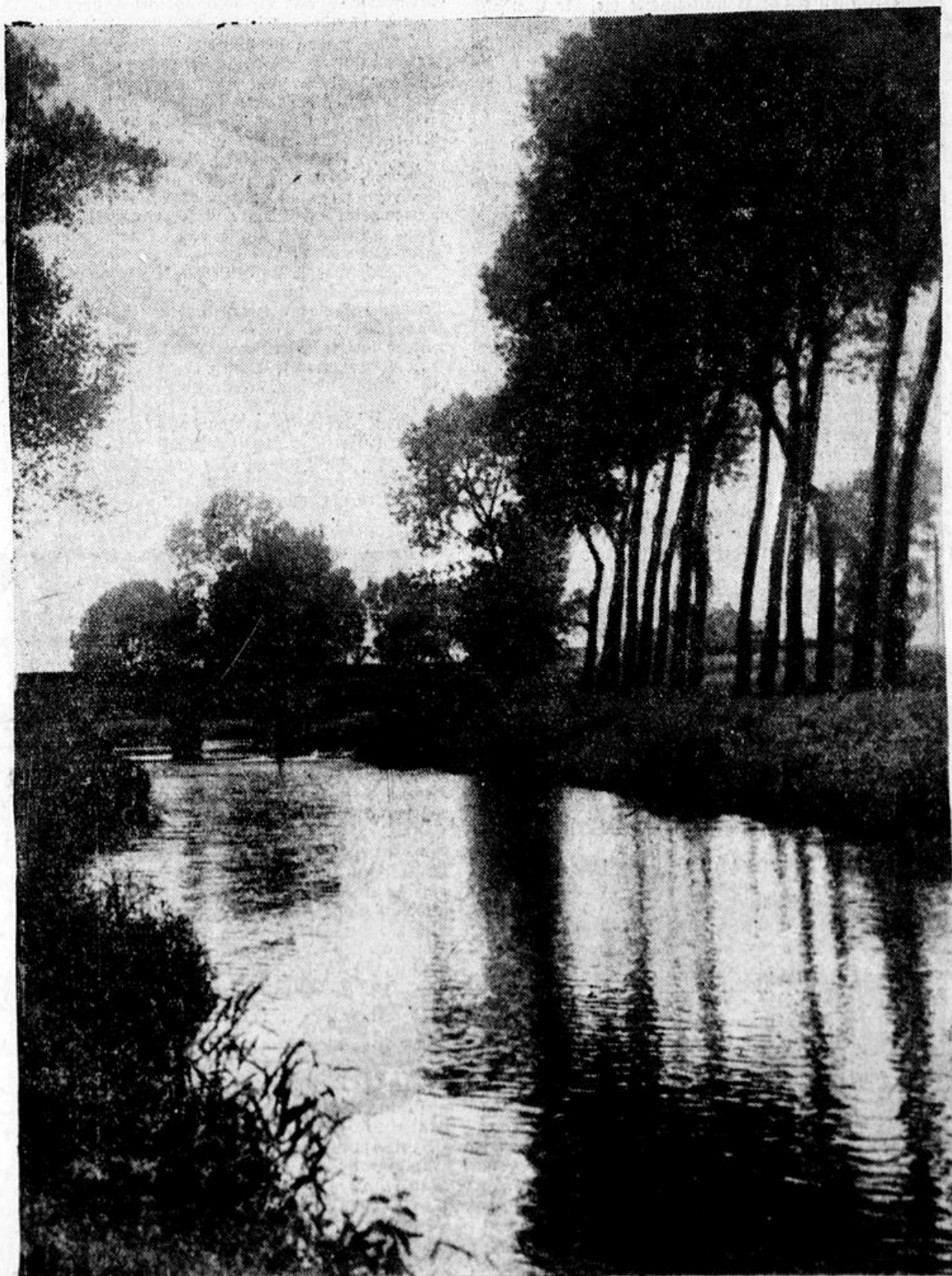
Hier gibt es keine Unruhe und Hast, kein Jagen nach Möglichkeit, wie es den unermüdet knipsenden und Filmpackreste verstreuen „Naturfreund“ von einem „lohnenden“ Landschafts- oder Städtebild zum andern treibt.

Hier ist vielmehr ein volles, tiefes Genießen, ein Ausschöpfen des Eindruckes ohne jede Sorge, es könnte darüber ein anderer, noch stärkerer Eindruck unbeachtet bleiben. Die Seele — und in ihr allein findet jedes Schauen statt — ist genügsamer als das Auge. Es kommt ihr nicht auf die Menge, sondern allein auf die Tiefe an.

Der Weg zum Schauen aber führt über die echte, wahre Liebe. Ueber eine Liebe, die nicht geheuchelt ist, die nicht etwa nur vorgegeben wird, weil andere sie zu haben behaupten. Ueber eine Liebe, die aus dem tiefsten Bewußtsein enger Naturverbundenheit quillt.

Darum gilt es, im Menschen der Gegenwart dies Bewußtsein der Naturverbundenheit wieder neu und stark zu wecken. Leider ist es in der Naturferne, in der so viele Volksgenossen ihr Leben hinzubringen genötigt sind, oft zu einem erschreckend großen Teil verloren gegangen. Ganz aber konnte es nicht abhanden kommen. Ganz kann wohl kaum ein Mensch der Natur entfremdet werden. Blieb aber nur ein kleiner Rest echter, wahrer Liebe zu den Dingen, die der Mensch nicht selber schuf und denen er letzten Endes doch zugehört, so besteht immer noch Hoffnung, ihn für ein seelisches Erleben der Sinneseindrücke, ihn über das Sehen hinaus für das Schauen tüchtig zu machen.

Vom Sehen zum Schauen ist nur ein Schritt. Aber er erst erschließt uns den „goldnen Ueberfluß der Welt“. Wer ihn nicht tun mag, dem bleibt die Schatzkammer unaussprechlicher Schönheiten in der Natur (und auch in der Kunst) verschlossen. Nur wer ihn zu tun weiß, erfährt allenthalben — und sei es auf dem bescheidensten Ausflug — Bereicherung über jegliches Erwarten.



Das Antlitz der Heimat / Die Erft bei Bergshäuschen

Aufnahme: A. Gondorf

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(18. Fortsetzung.)

Der Kleine rief sich bedenklich das Kinn und meinte: „Habe nichts dagegen, Karl, aber meine Nase. Was wird die mich bloß dazu sagen?“

Frau Pipp trübselt ein.

Dieses Problem wurde bereits nach zehn Tagen geklärt. Frau Pipp kam, sah und regierte. Was wir mit unserem Wochenblatt nicht fertig bekamen, gelang der stattlichen Dame mit dem resoluten Mundwerk im Handumdrehen. Sie wurde für unsere stille afrikanische Kleinstadt die Sensation. In wenigen Tagen schon war sie mit den Gastwirtinnen ein Herz und eine Seele, ihr Handels-eifer schien den ganzen Geschäftsbetrieb des Städtchens zu beleben. Fast ständig war unser Laden voll von Besuchern. Diese wollten aber nicht unsere Zeitung haben oder uns sprechen, sondern fragten nur nach Frau Pipp.

Der eine hatte irgendein Geschäft mit Karakullämmern mit ihr vor, der andere bot ihr ein paar Zentner Butter an, ein Angestellter der Stadtbahn kam, um ihr mitzuteilen, daß er einen Waggon nach Tsumeb frei habe, der von aus dem Hotel kam mit der Nachricht, die Kisten mit Konserve seien aus Swatopmund unterwegs.

Nein, Frau Pipp würde sich blühend um die Zeitung und um den Papierladen kümmern wollen und können. Schon in kürzester Zeit war die statliche Hamburger Marktfrau in ihrem ureigensten Element, dem Produktienhandel. Und so ungewiß die Zukunft unserer „Germania“ sein würde, so fest konnte man sich darauf verlassen, daß die Geschäfte der Frau Pipp klingenden Segen bringen würden.

Gegen Hennys Eintritt hatte die brave Frau entgegen Pipp's Vorzugs nichts einzuwenden. Sie freute sich sogar überraschend schnell mit dem hübschen blonden Mädchen an, das mit gewissenhafter Hand die „Mir“- und „Nicht“-Zettel des kleinen Pipp aus seinen gelegentlichen Manuskripten ausmerzte und wie eine junge, kühle und blühende Göttin den Laden verwaltete. Frau Pipp war aber nicht lange Hennys einzige Erzieherin. Ein junger Ingenieur aus Tsumeb und ein halbes Duzend anderer junger Deutscher, die plötzlich einen unbezähmbaren Drang nach Postkarten und deutscher Lektüre an den Tag legten, schienen den Beweis dafür abzugeben, daß für Hennys Mann die Witz des alten Vaters von der „Kolonie und Heimat“ nicht lange eitel Schall und Rauch sein würde.

Während ich Ausschau nach einer billigen Rückreise-gelegenheit in die Heimat hielt, und große Hoffnungen auf eine Möglichkeit setzte, von der mir Konsul Heß geschrieben hatte, nämlich als Affektbegleiter auf einem stark verdächtig portugiesischen Dampfer von Walffischbai nach London zu fahren, versuchte ich noch, unser Blättchen mit Lokalnachrichten zu füllen. Nach und nach gelang es auch; bereits die vierte Nummer zeigte außer dem Roman auch schon Berichte aus der Umgebung und Zuschriften aus dem Feiertage.

Auch Inserate kamen nach und nach, sogar amtliche, die allerdings ein sehr unerschrockenes Spiegelbild des Wirtschaftslebens in Südwest boten, denn sie stellten fast ausnahmslos Ankündigungen von Zwangsversteigerungen dar.

Telegramm aus Kapstadt.

Dann pläzte in unser reges Idyll, in das Stampfen unserer Presse, in das Lachen Hennys im hellen Laden, in das geschäftige Hin und Her der Frau Pipp und in mein Warten auf die Rückreisegellegenheit nach der Heimat ein Telegramm aus Kapstadt.

Es war kurz und vieldeutig: „Treffen Montag Kaiserhof Swatopmund, Peterson, Lloyd.“

Das war der Vertreter der Versicherung, von der Konsul Heß mir geschrieben hatte, das war die Möglichkeit, wieder billig in die Heimat zu kommen und noch ein paar hundert Mark mehr in der Tasche zu haben, als bei der Abfahrt. Zwar hatte ich noch keine Ahnung, worin meine Pflichten bestanden sollten, aber ich wußte wenigstens, daß ich für die Fahrt nicht sehr viel auszugeben brauchte.

Am Sonntag sahen wir bis spät in die Nacht in unserem kleinen Kontor zusammen. Von meinem Geld hatten fast 9000 Mark in dem Betrieb der „Germania“, aber dieses Kapital wollte ich Pipp lassen, und zwar aus zwei Gründen, erstens widerstrebte es mir, den Kleinen wieder ganz dem guten Willen der tüchtigen Frau auszuliefern, und dann hatte auch Frau Pipp fast ihr ganzes verfügbares Geld in ihrem Handel stecken.

„Gut“, sagte ich dann. „Wir machen aus dem Laden so etwas wie eine GmbH. und legen seinen Wert mit 15 000 Mark ein. Mein Anteil davon beträgt 5000 Mark. Hennys soll auch ein Drittel haben, damit sie sich Mühe gibt und nicht ganz mit leeren Händen dasteht, wenn sie an die berühmte „Bräute zur Heimat“ kommt. Der Rest gehört dir, Pipp. Wegen der Zinsen brauchst du dir von mir aus keine Sorgen zu machen, und auch Hennys wird dir wohl nicht den Gerichtsbesitzer ins Haus schicken. Du bist Geschäftsführer und versuchst dein Bestes!“ Als die Uhr Mitternacht schlug und Pipp's ständige „Mir“-Woche anbrach, bemerkte er ängstlich korrekter:

„Das sag mir sehr zu, Karl, so bleiben wir doch Geschäftspartner, auch wenn du wieder drüben bist.“

XIV.

Die Reise auf dem Meeresgrund. — Mr. Peterson.

Mr. Peterson, ein langer, bager Herr von ungewissem Alter, fuhr sofort nach unserem Zusammentreffen mit mir in seinem Auto die kurze Strecke nach Walffischbai, wo er mir im Hafen einen stattlichen frisch gestrichenen Dampfer zeigte, der mir sehr bekannt vorkam.

„Dort drüben liegt die „Queen of Hearts!“ sagte Peterson und wies auf das Schiff. „Darum dreht sich also unser Geschäft.“

„Ich kenne den Kasten“, rief ich aus. „Ich bin darin nach Zensur gefahren. Deland ist Kapitän und Eigentümer.“

„Bar Besitzer und Kapitän“, warf Peterson ruhig ein, „hat das Schiff in Durban verkauft. Der jetzige Eigentümer heißt Vereires, Portugiese aus Laurezo Marques und sehr unsicherer Kantontist. Kapitän ist ein gewisser Serviso, gleichfalls Portugiese, dem man nicht über den Weg trauen kann. Wir müßten aber Kasten und Ladung versichern — viel zu hoch übrigens, aber die Prämie ist einmal bezahlt, und wir sitzen nun mit dem Kasten fest.“

Das waren ja hübsche Neuigkeiten. Vereires, dieser unsympathische Portugiese, war jetzt der Besitzer der „Queen“. Wenn sein Kapitän Ähnlichkeit mit ihm hatte, konnte die Fahrt ja recht angenehm werden.

In einer kleinen Kabinenbar klärte Peterson mich über meine Pflichten auf.

„Wir brauchen einen Vertrauensmann an Bord des Kastens“, sagte er, „entweder gehen Sie als unser offizieller Vertreter mit nach London oder aber, was mir und meiner Firma wohl lieber wäre, Sie schmuggeln sich irgendwie an Bord ein und passen auf, daß da keine schmutzigen Sachen gemacht werden.“

„Schmutzige Sachen, Mr. Peterson?“

„Nun, ich meine, daß die „Queen“, die nach London bestimmt ist, ihren Heimathafen nicht erreicht, sondern ihr Ende auf dem Meeresgrunde findet. In diesem Falle würde unsere Gesellschaft 70 000 Pfund verlieren.“

„Glauben Sie denn...?“

„Daß die „Queen“ eine „Himmelfahrtsziege“ ist, meinen Sie? Ja, das müssen wir leider befürchten. Wir vermuten aus guten Gründen einen riesigen Versicherungsschwindel des ehrenwerten Herrn Vereires, bei dem es ihm vermutlich auf eine handvoll Menschenleben durchaus nicht ankommt, wenn er nur die Versicherungssumme bekommt.“

„Klub der guten alten kleinen Hunde...“

Die letzten Jahre eröffneten auch für die Tiere freundlichere Aussichten, die Tierchutzgesetze der meisten Länder werden reformiert, das Tier erhält mehr Beachtung und Würdigung. Maulkorbzwang bei unseren Viehtieren, den Hund, wird nur im Notfall durchgeführt, Friedhöfe für Hunde werden angelegt, Hundetrinknapfe in den Gaststätten bedecken auch das Wohl des vierbeinigen Gastes. In London geht man noch einen Schritt weiter. Ein seltsames Inserat in Londoner Zeitungen lenkte die Aufmerksamkeit auf sich. „Ist Ihr Hund schon Mitglied des Klubs der guten alten kleinen Hunde?“ wird da gefragt, und am anderen Tage liest man: „Wenn nicht, schicken Sie ihn zu uns!“ Die Idee schlug ein. Wer seinen Hund nicht während der Abwesenheit von Herrchen allein lassen will, bringt ihn in den Hundeklub, wo er beschäftigt, bewegt und ernährt wird. Nun, es gefällt manchen Klubmitgliedern so gut dort, daß sie nicht wieder nach Hause gebracht werden können. Eine Tatsache, die bei menschlichen Klubangehörigen auch schon festgestellt wurde...

Dynastie in Amerika

Eine zunehmende Reihe von Dynastien in den Südstaaten der U.S.A. lenkt die Aufmerksamkeit wieder einmal auf dies ungeschriebene Gesetz, diese Selbstjustiz, die für unsere europäischen Augen erschreckend grausam erscheint. Man kennt es schon an 250 Jahre, und es ist ein Überrest der amerikanischen Kolonialzeiten, da sich ungeschulte, entlegene Gegenden auf diese Weise ihrer Haut wehren mußten. Seit 1882 führt man über Fälle der Dynastie eine genaue Statistik. Es sind seitdem über 5000 Personen gekannt worden, von denen 4000 Neger waren. Bei über die Hälfte aller Fälle ereignete sich in den zehn südlichen Staaten der Union. Während im Weltkriege amerikanische Neger Schuster an Schuster mit ihren weißen Landsleuten kämpften, um die Kultur zu erhalten, wurden wieder zehn Neger sofort nach dem Waffenstillstand gekannt, die noch nicht die Uniform ausgezogen hatten.

Indien schlägt Europa...?

Hunderttausend Lire hat Italien für ein Mittel ausgelegt, das die zerstörende Trockenfäule der Apfelbäume und Zitronenbäume bekämpft. Die Beteiligung an diesem Wettbewerb war international, und es hat den Anschein, als ob der Preis Europa verlassen und nach Indien gehen wird, denn von den Versuchen des indischen Professors Nehru, die in Zeylon, der bedrohtesten Landschaft Italiens vorgenommen wurden, hört man sehr optimistische Berichte. Professor Nehru arbeitet mit den geheimnisvollen elektrischen Kurzwellen, die so vielerlei Verwendung gefunden haben.

Es geht auch so...

Ein bekannter europäischer Komponist, der sich mit seinem Orchester auf einer Amerikatournee befindet, erlebte eine kleine Geschichte, die sich vor einem europäischen Publikum vielleicht nicht so harmlos abgespielt hätte. Durch eine Verzögerung konnte er sein letztes Konzert, das er in Baltimore gab, erst kurz vor halb zwölf Uhr beenden. Als Uhr vierzig aber ging der letzte Zug, der das Ensemble nach Boston bringen sollte, wo dann sofort wieder ein Konzert stattfinden sollte. Um den Zug zu erreichen,

Was ist eine Himmelfahrtsziege?

Der Seemann versteht unter einer Himmelfahrtsziege einen Kahn, der zum Sinken bestimmt ist. Manchmal wird ein uralter Kasten mit einem enormen Aufwand an Farbe wieder spid und span gemacht, manchmal ist der Kahn aber keineswegs alt und wertlos, denn in dieser Zeit der aufgelegten Tonnagen ist ja auch der Preis festlicher Dampfer stark gestiegen. Eine Divertierung der Versicherung bedeutet für gewissenlose Necker und Kapitane immer noch ein gutes Geschäft.

Ich hatte nun eigentlich durchaus keine Lust, für London anzuhören und auf dem Meeresgrund abzumustern. Aber ich hielt die Bedenken des Versicherungsagenten für stark übertrieben und war froh, diese billige und am Ende für mich womöglich noch recht einträgliche Gelegenheit zur Rückfahrt ergattert zu haben.

Ich hätte ja nun, wie Herr Peterson meinte, die Fahrt als offizieller Vertrauensmann der Versicherung mitmachen können, was durchaus nichts Ungewöhnliches bei Schiffen ist, die eben ihren Besitzer gewechselt haben. Aber wenn bei der „Queen“ dunkle Mächtschancen im Gange waren, so würde man mir als Versicherungsagenten bestimmt keine Chance lassen, nach dem Untergang des Schiffes vor dem Seegericht in London als Zeuge aufzutreten.

Nein, dann war es vorzuziehen, als unverdächtige Mitglied der Besatzung an Bord des Schiffes zu gehen, das ich ja von meiner Ausreise und von meiner Kulturarbeit im Heitzraum her genügend kannte.

Das sagte ich auch Mr. Peterson und dieser meinte: „Dann ist noch die Frage, wie wir die Sache managen. Bis morgen Abend laßt die „Queen“ noch Kall oder wenigstens etwas, was als Kall ausgegeben und versichert wird. Bis dahin müssen wir also einen Weg gefunden haben, Sie als Mitglied der Besatzung an Bord zu bekommen.“

Nach langen Beratungen fanden wir schließlich einen Plan und gingen sofort daran, ihn auszuführen.

(Schluß folgt.)

BLICK IN DIE WELT

lieh der Kapellmeister vor dem letzten Satz der zu spielenden Sinfonie, einem Adagio, unter den Musikern verbreiten, daß sie das Tempo Presto zu nehmen hätten. Wie der Wind wurden die Noten heruntergeblasen — zehn Minuten wurden erspart, der Zug erreicht, der Kontrakt innegehalten. Wie aber hatte ein Publikum so vor Begierde gestarrt, wie die Violoncelli, die von den virtuellen Musikern hingehissen waren...

Die sparsame Herzogin

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten führten auch in einer so konservativen Stadt wie London zu Neuerungen. Die Herzogin von Richmond, die feststellte, daß die großen monatlichen Empfänge sie jedesmal eine Summe kosten, von der sie einen Monat leben konnte, hat kurzerhand aus diesen Abenden Klubabende gemacht, bei denen man gegen fünf Schilling Eintrittsgebühr und 10 Schilling Einschreibgebühr auf eine Einladung hin erscheinen kann.

Der Unbekannte

Einen einzigartigen Fall hat ein Prager Gericht zu verzeichnen, dem ein Angeklagter vorgeführt wurde, der seine Namensangabe verweigerte. Die Klage führt zehn verschiedene Namen an, unter denen der Hochkapitel die verschiedensten Schwindeleien verübte, aber der richtige Name war offenbar nicht darunter. Sogar als das Urteil gesprochen war, gab er keine Personalien nicht an und nun steht er in den Listen der Strafanstalt wie in seinen Gerichtsakten als der „Unbekannte“ verzeichnet.

Dreimal Diebstahl.

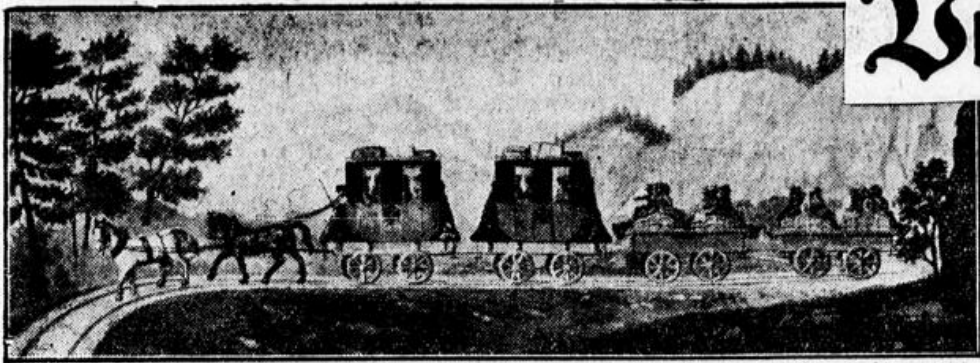
Er hatte es so gut gemeint! Er hatte den Verlust auf drei Schultern verteilen wollen, anstatt einen allein zu schädigen, aber nun standen drei Anklagen gegen ihn, und er kann zufrieden sein, daß ein nachsichtiger Richter das dreimalige Verbrechen als einmaliges gelten ließ. Das Ganze aber kam so: Er hatte kein Rad. Seine Nachbarn hatten alle Räder. Sie standen drüben im Schuppen eingeschlossen. Und eines Nachts, nachdem es in dem Schuppen leise geklopft und gehämmert hatte, fuhr er ebenfalls auf einem Rad zum Tor hinaus. Der Schuppen aber hatte in seiner Rückwand ein sauber ausgelegtes Loch. Und es dauerte nicht lange, da tobten die drei anderen Radbesitzer mit Gebrüll über den Hof und holten die Polizei. Der Eindringling hatte es gemacht wie Schneewittchen bei den Zwergen; er hatte jedem etwas abgenommen, dem einen den Sattel und die Peitsche, dem anderen die Räder und dem dritten das übrige. Aber die Besitzer waren keine friedlichen sieben Zwergen, sondern Wüteriche und bestanden auf einem Gerichtsprozeß...

Ungenießbare Tauben

Die Londoner Tauben, die so überhand nahmen, daß sie zum Teil abgeschossen werden mußten, erloschen sich als so ungenießbar, daß kein Mensch sie fangen will, und man sie daher der Müllverwertungsgesellschaft überlassen mußte. Das Publikum, das verschiedentlich bei den öffentlichen Versteigerungen der „Strade“ Exemplare dieser Tiere erstand, beschwerte sich allgemein, daß die Londoner Luft mit ihrem Geruch von Ei und Benzol einfluß auf den Geschmack des Taubenfleisches gewonnen habe.

Vor hundert Jahren...

... fuhr die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach
Fürth — Von 6 Kilometer Eisenbahnnetz zu 60000
Ein Karren, den kein Mensch mehr aufhalten konnte



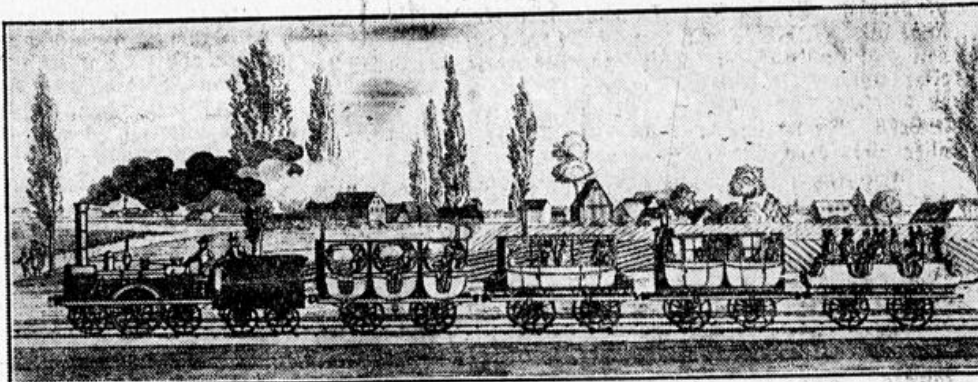
Die erste Lokomotive wurde im Jahre 1814 von dem englischen Erfinder George Stephenson gebaut. Von Liverpool nach Manchester lief 1825 seine erste Eisenbahn. In Deutschland setzte sich der Fühler Professor Friedrich Schönerbecher ein, Eisenbahnen zu bauen, als ein Mittel zu deutscher Einheit; auch die Wirtschaft sollte durch die Eisenbahnen gefördert werden. In Nürnberg war es der Kaufmann Johannes Scharrer, der die Bedeutung der Eisenbahnen erkannte und dieses neueste Mittel dem Verkehr seiner engeren Heimat dienstbar machen wollte. Dieser lebendige Kopf sah in England die erste Eisenbahn; er studierte in Berlin die technischen Möglichkeiten und kam 1832 mit dem festen Plan in seine Vaterstadt zurück, eine Verbindung zwischen Nürnberg und Fürth durch eine „Lokomotiv-Eisenbahn“ zu ermöglichen.

Für die Verwirklichung dieses Planes brauchte er Geld, und da niemand Geld

Ganz ohne Widerstände ging die Geburt der ersten Eisenbahn nicht ab. Die Eisenbahn war zwar im Volke populär, dagegen erhob die Wissenschaft gewichtige Bedenken. König Ludwig von Bayern stand dem Plan sympathisch gegenüber. Er mußte aber, als die Nürnberger Gesellschaft das Privileg beantragte, die Weisen im Lande hören, ehe er seine Zustimmung gab. Damals kamen dann Gutachten zustande wie das des bayerischen Medizinalkollegiums, das erklärte, daß die große Geschwindigkeit der Wagen bei den Infassen Kopfschmerzen und Schwindel verursachen würde. Wenn jedoch gegen ihren wohlüberlegten Rat — so meinte das Kollegium — trotzdem die Bahn gebaut werden sollte, so müßten alle Bahndämme mit hohen Bretterzäunen umgeben werden, damit niemand beim Ausblick des mit 20 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde dahineilenden Juges schwindlig werde. Das Medizinalkollegium ging sogar weiter und fürchtete, daß vorüberfahrende Züge die Kühe beim Grasen stören und die

Einwirkung der vielbekannten ersten deutschen Eisenbahn war in der Hauptsache eine Nürnberger Lokalangelegenheit. Die Bürger hatten ihre Sonntagskleider angezogen und umfamen „Bahnhof“ und Strecke. Mit Staunen sah man die Lokomotive, die in der Werkstatt Stephenson in Newcastle gebaut worden war. Man hatte dergleichen noch

Privileg für den Bau der Bahn erteilt. Und ein Mann, der es doch wissen mußte, der preussische Generalpostmeister von Nagler, sagte mit einem Hinweis auf seine leeren Postkutschen: „Wenn die Leute ihr Geld abfolgt los sein wollen, sollen sie es doch lieber gleich zum Fenster hinauswerfen!“ Dabei war Nagler, ein kluger Kopf, der vor



nicht gesehen — fünf Meter hoch ragte der Schornstein, aus dem der schwarze Qualm drang, und auf dem Führerstand hantierte stolz der aus England verschriebene Führer, der für die Nürnberger ein Held war und um so mehr bewundert wurde, da er einen Zylinder trug. Die Nürnberger bestaunen die eisernen Schienenbänder, schon deutsche Arbeit, und freuten sich über den guten Appetit des Feuerlochs, das aus dem Ruhrgebiet in Pferdewagen herangefahren wurde. Aber nicht zuletzt war man schließlich herbeigekommen, um etwas zu erleben, etwas von dem, was das Medizinalkollegium und andere Sachverständige vorausgesagt hatten. Für alle Fälle standen Samariter in genügender Anzahl bereit.

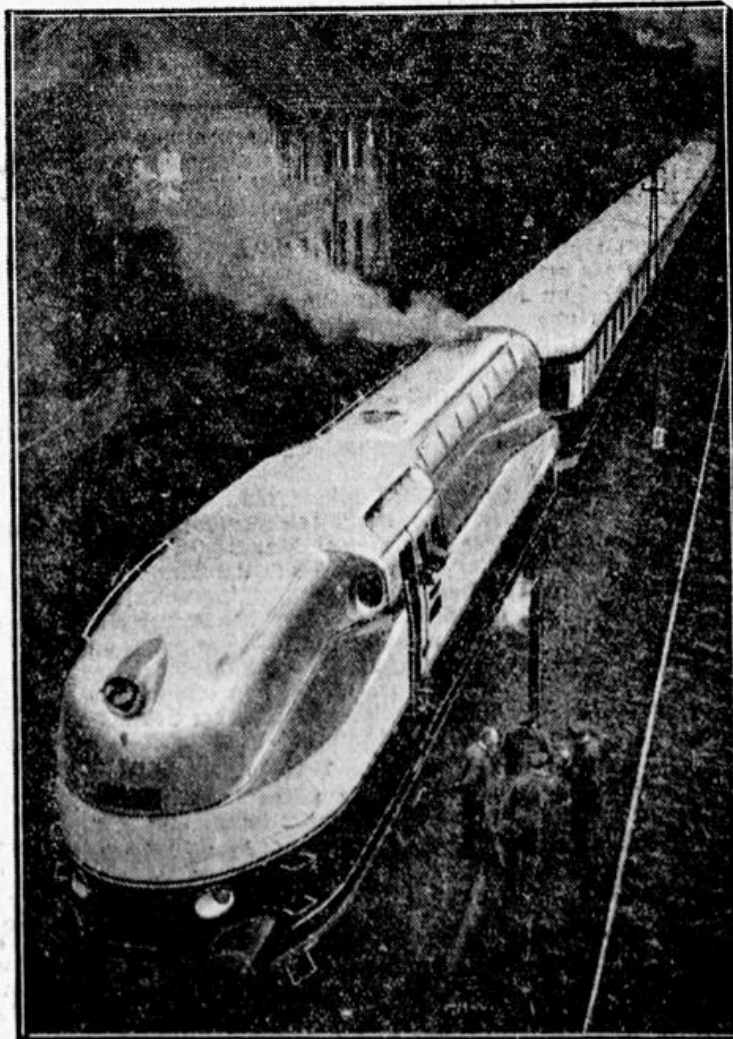
Der Lokomotivführer gab majestätisch wie ein Opernheld mit der Glocke das Abfahrtszeichen, „aus dem Schlot fuhren die Dampfvolken in gewaltigen Stößen...“ Pferde wurden schon die erste deutsche Eisenbahn fuhr. Die erste Eisenbahn fuhr sogar besser, als man sich das gedacht hatte. Zwar weinten Kinder, an denen das „Ungeheuer“ mit 30 Kilometer Stundengeschwindigkeit vorbeigerast kam, „Menschen, die nicht alle zu den ungebildeten gerechnet werden dürfen, haben ein leises Weinen nicht unterdrücken können“, aber dann folgte ein Staunen und schließlich, das Gefühl des Triumphes menschlicher Erfindungs- und Geisteskraft über die Elemente, denen nach Schillers treffendem Ausdruck eigen ist, zu hassen das Gebild der Menschheit.

Nichts weiter eignete sich; in neun Minuten war die sechs Kilometer lange Strecke durchfahren, die 200 Reisenden entließen den Postkutschen ähnlichen Wagen gesund und munter, kein Nervenschmerz hatte Unruhe gestiftet, niemand war schwindlig geworden, ja, die Reisenden versicherten sogar, daß man während der Fahrt habe lesen und Notizen machen können. Immerhin gab es bei den Zuschauern eine Freude: der Qualm aus dem Schornstein hatte die Reisenden angepöft, daß sie aussahen wie die Mohren. Das Eis war gebrochen, die erste deutsche Eisenbahn lief, ja die erste Lokomotive verließ nach 27 Jahre ihre Dienste auf der Ludwigsbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

„Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf“, rief der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., aus, als er die erste Fahrt der im Jahre 1838 eröffneten Eisenbahn Berlin-Potsdam mitmachte. Anders dachte allerdings sein Vater, der König Friedrich Wilhelm III., der ohne Begeisterung das

Stephan das moderne Postwesen begründete, nicht einmal ein Feind der Eisenbahnen. Er konnte noch das zehnjährige Jubiläum des deutschen Eisenbahnwesens erleben: ein Streckennetz von 2315 Kilometer war gebaut, und auf allen Strecken fuhrn deutsche Lokomotiven.

Das Streckennetz wuchs, griff über die Reichsgrenzen, nachdem es die innerdeutschen Landesgrenzen längst gesprengt hatte. Große Eisenbahnbrücken entstanden, Meisterwerke der Technik, über die, z. T. heute noch Züge rollen; die Eisenbahn bezwang hohe Berggipfel. Als im Jahre 1879



der preussische Staat die in Preußen betriebenen Bahnen mit etwa 14000 Kilometer Streckennetz übernahm, mußte er fast drei Milliarden Mark bezahlen. Die erste elektrische Lokomotive wurde im gleichen Jahre gezeugt, und als das deutsche Eisenbahnwesen im Jahre 1885 sein goldenes Jubiläum feiern konnte, waren 37 271 Kilometer Strecke in Betrieb. Heute sind es fast 60 000 Kilometer.

Diese Karren hat tatsächlich kein Mensch aufhalten können!

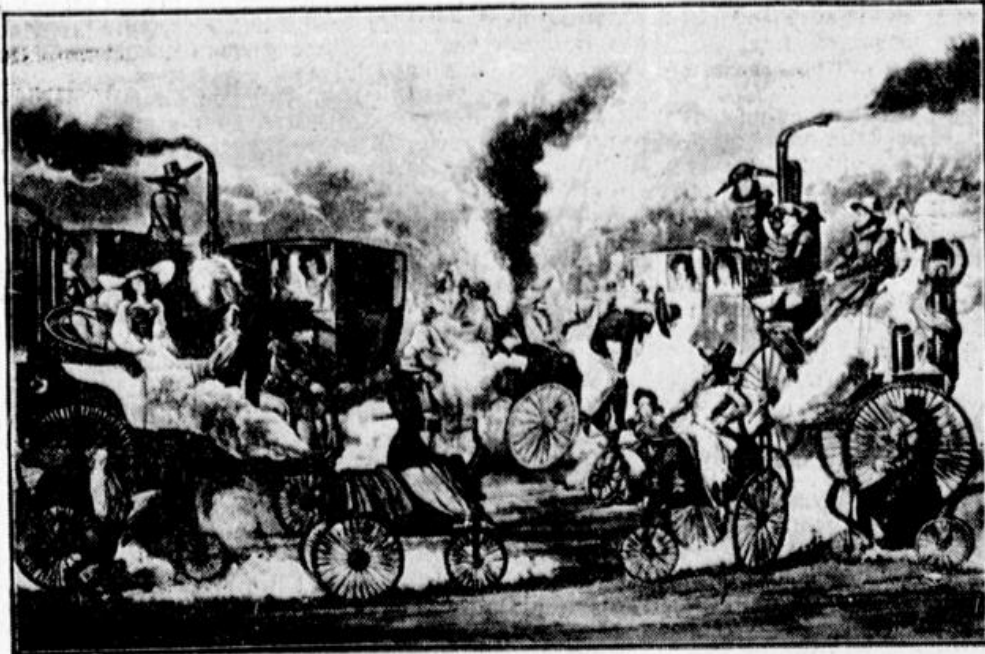
Oben links: Personenzug der Linz-Budweiser Pferdebahn 1825. — Links Mitte: Am 29. Oktober 1838 wurde die Eisenbahn Berlin-Potsdam eröffnet. — Links unten: Spottbild zur Einführung der Eisenbahn im Jahre 1835. — Rechts oben: Fahrt der ersten Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. — Rechts unten: Die moderne deutsche Eisenbahn: Abfahrt des neuen Stromlinien-Dampfsuges von Kassel nach Berlin. Photos: Scherls Bilderdienst (4), Presse-Illustrationen Hoffmann (1) (M.).



opfert, ohne sicher zu sein, daß dieses Opfer zinsen trägt, mußte Scharrer mit entsprechenden Angeboten kommen. Seine technischen Berechnungen waren stichhaltig; um die nüchternen laienmännliche Seite seines Projektes gehörig zu sichern, ließ er sechs Wochen lang den Verkehr zwischen Nürnberg und Fürth gewissenhaft zählen, und er konnte in seiner Einladung „zur Gründung einer Gesellschaft für die Errichtung einer Eisenbahn mit Dampftrakt“ mitteilen, daß täglich durchschnittlich 1720 Personen den Weg zwischen den beiden Städten benutzten. Daß sich eine Eisenbahn rentieren würde, stand für ihn außer Frage. So versprach er den Aktionären eine Rente von 12,5 Prozent per anno. Scharrers Ruf verhallte nicht ungehört: Am 18. November 1833 konnte im Nürnberger Rathaus die „Lokomotiv-Eisenbahn-Gesellschaft“ gegründet werden; läßt sie Aktien waren untergebracht.

Kühner so erschrecken könnten, daß sie keine Eier mehr legen würden. Da aber die Medizinalbehörde die Sympathien des Herrschers für das Projekt Scharrers kannte, gab sie vorförmlich noch die Empfehlung, daß alle diejenigen, die zum Schwindel neigten, es vermeiden müßten, die vorüberfliegenden Gegenstände näher ins Auge zu fassen.

Schon im Februar 1834 unterzeichnete König Ludwig das Privileg, und allen technischen Schwierigkeiten zum Trotz setzte Scharrer es durch, daß der Bau beschleunigt wurde. Am 7. Dezember 1835 konnte die erste Eisenbahn Deutschlands eröffnet werden. Nicht nur das: ein Jahr später erhielten die Aktionäre der Ludwigsbahn 20 Prozent Dividende, denn im ersten Jahre wurde die Bahn von etwa 450 000 Fahrgästen benutzt, obwohl sich die Dampfzüge mit Wagen, die von Pferden gezogen wurden, in den Betrieb teilen mußten. Die



Wallensteins Geist

Episode aus der letzten Zeit des Dreißigjährigen Krieges / Von M. Janowski

Das Dörfchen Waldbitz in Böhmen war von der Kriegssurft verschont geblieben. Die Waldbitzer schrieben das einem besonderen Umstande — ihrem Heiligtum — zu. Den sterblichen Überresten des großen Feldherrn, der hier — in dem einst von ihm gegründeten Kloster — seine letzte Ruhe gefunden hatte.

Wenn die Waldbitzer von „ihrer Gruft“ sprachen, bekam ihre Stimme etwas Geheimnisvolles, Feiertliches. Dieß allerlei Schlässe zu... Die zog auch Kasper Ebirra,



Zeichnung Krusch

ein junger Taugenichts, der erst vor Jahresfrist mit seiner Mutter, der „Kräuterher“, in Waldbitz eingewandert war. Aus irgendeinem eingeseicherten Ort.

In all der Zeit hatte der Bursche für nichts anderes Sinn gehabt als für die Gruft des großen Feldherrn... vielmehr für die Reichthümer, die sie seiner Meinung nach bergen mußte. Unermüdetliche suchte...

Und nun grübelte er Tag und Nacht, wie er sich in den Besitz dieser Schätze setzen konnte. Zerbrach sich schier den Kopf... nicht aber die schwere Felsplatte, die auf der Gruft lag. Die konnte nicht ein, nicht zwei Mann heben. Dazu gehörten mehrere... Wer aber würde ihm bei solchem Tun helfen? — Die Mutter, ja! Die aber war alt und schwach und kam gar nicht in Frage.

Eines Nachts — die Mutter vermied ihn seit zwei Tagen — klappte er in die elende Hütte, die hart vorm Dorfe lag. Endlich hatte er Spiegelfesseln gefunden. Sechs versprengte, schwedische Reiter hatte er aufgeschöbert. Sie sich durch Handschlag verpflichtet. Zu Treu und Ehrlicher Teilung.

Die Alte sah ihn an; das mußte nicht ihr Sprößling sein, wenn da nicht noch etwas folgen sollte... Und schon kam's. In entgegengesetzter Richtung hatte er ein paar Kaiserliche erpäßt. Zu denen sollte die Mutter... mit dem gleichen Aufsehen.

„Aber daß auf die Stunde“, schärfte ihr Kasper ein. „Wenn die Klosterhüter die neunte Stunde schlägt, mußt du da sein. Dann haben meine Schweden gerade die Gruft geöffnet. Die richtige Zeit, sich gegenseitig kameradschaftlich die Schadel einzuschlagen — während wir in aller Gemütsruhe den Leichenschmaus halten können.“

Das leuchtete der Alten ein. Doch warnte sie: „Aber die Bauern, die Mönche, Kasper! Meinst, die lassen sich von 'ner Hand Soldaten ihren Schatz rauben?“ Kasper grinste: „Sei nur still, hab' schon vorgesorgt. Laufst herüber.“

Und als die Alte das tat, hörte sie im Dorfe — trotz

Von Gelehrten

Der berühmte Archäologe und Dozent der Universität Halle, Professor Karl Robert, erfreute sich einer stattlichen Leibesfülle, der er aber leider manche Rederei seitens seiner Studenten und Hörer verdankte. So betrat er eines Tages den Hörsaal, der, wie immer, wenn Robert las, gerammelt voll war. Man lärmte, lachte, tobte und überhörte dabei das leise Öffnen der Tür, nur einige, die in nächster Nähe dieser Tür ihren Platz hatten, hatten sein Kommen gehört. Sie brüllten in den Saal hinein: „Ruhe, Ruhe da vorn! Das dicke Faß kommt.“

Seelenruhig, als habe er nichts gehört und gesehen, betrat der Dozent den Saal, begab sich auf das Katheder, und im Nu war Ruhe eingekehrt. Robert schlug sein Buch auf und begann, nachdem er einen Schluck Wasser genommen und sich seine Brille aufgesetzt hatte, folgendermaßen: „Meine Hörer! Vor kaum drei Minuten hat man mich in diesem Saal mit einem dicken Faß verglichen. Dieser Vergleich hat, abgesehen von der Geschmacklosigkeit, ihn an dieser Stelle anzubringen, durchaus etwas für sich. Haben sich die Herren wohl schon einmal überlegt, inwiefern zwischen mir und einem Faß ein Unterschied besteht?“ Schweigen und verlegenes Hüpfeln auf der ganzen Linie. Da sagte Robert: „Da Sie es also nicht wissen, meine Herren, so will ich Ihnen helfen. Ein Faß, gleichgültig von welchem Umfange, ist von Reizen umgeben, ich aber bin von Unreizen umgeben.“ Sprach's und begann seine Vorlesung.

Dr. M. Sch.

der mittlernächstigen Stunde — geschäftiges Treiben. Bleh brüllte, Ketten rasselten. Zurufe wurden laut.

Da verstand die Alte — ohne Worte —, Kasper hatte den Bauern weisgemacht, Feinde seien im Anmarsch — ein übermächtiges Heer — und nun brachten sie im Schutze der Nacht sich und Kind und Kegel in Sicherheit. Und ehe der Morgen graute, war alles zum Dorfe hinaus. Weit in die Berge gezogen, die durch unzubringliche Verstecke genugsam Schutz boten.

Selbst die Mönche waren mitgezogen, und als sich Kasper später behutsam an das Kloster heranpirschte, fand er es still und leer. Schon war es auch Zeit, und dreimal gab er das verabredete gellende Zeichen. Im Nu tauchten seine Spiegelfesseln auf. Voran ein riesiger Kerl, eine wahre Hingegestalt. Als der die Felsplatte sah, meinte er: „Aha, Bruderherz, da mußt all unsere Kraft mit. Hebel müssen wir haben.“ Und flugs riß er zwei schwere eiserne Stangen aus der Wand.

Dann ging es ans Werk. Im Nu gähnte eine dunkle Öffnung, aus der unerträglich Modergeruch aufstieg. Kasper überließ es eiskalt... Deshalb kam die Mutter immer noch nicht? Deshalb hörte er nichts?... Nur der polternde Haß des riesigen Schweden dröhnte. Befahl ihm, voranzufolgen in die Gruft. Schauernd gehorchte Kasper. Eine furchtbare Angst packte ihn... Wenn die Wüsten ihn hier niederstürzen? Mit den Schätzen davongingen?

Mit den Schätzen... Ja, nach denen suchte der Riese, der sich von einem anderen mit einem Riemen spannen ließ, suchte — vergeblich.

„Da, Burschen, wo sind die versprochenen Schätze?“ fuhr er den vor Enttäuschung und Angst halb ohnmächtigen Kasper an.

„Im Sarge, bestimmt im Sarge“, versuchte er den Wütenden zu trösten.

„Wollen es hoffen“, murrte der Riese. Aber der schlichte Sarg enthielt nichts, als nur die Überreste des einst so gewaltigen Mannes. Der Verwesungsgeruch aber wurde immer stärker, unerträglich. Brechte den Soldaten die Knie zusammen, die plötzlich das Rucklose ihres Tuns einsehend, sahen nach oben schlichen. Nur der Hüte blies.

„Das also ist alles, was von dem großen Feldherrn übriggeblieben“, höhnte er. Stieß dann mit der Eisenklinge, die er noch in den Händen hielt, den Kopf und die rechte Hand Wallensteins ab.

„Bring' ich die dem Führer“, murmelte er, „bringt mir der Besuch hier wenigstens etwas ein.“ Dann haßte er auch nach oben. Rauch wollte ihm Kasper folgen, aber wild stieß ihn der Riese zurück.

Erster Preis: Ein Landhaus mit Park

Von Kurt Aldag

„Schreib doch“, sagte Madame zu ihrem widerpenstigen Gatten, der sich behaglich im Korbsessel räkete und die Zeitung las.

„Schreib doch, Marcel!“ wiederholte sie, diesmal schon recht ungeduldig.

Als Monsieur aber nur dadurch reagierte, daß er sich noch tiefer hinter seine Zeitung verbot, legte sie los: „Du gönnt mir natürlich gar nichts! Nur immer hier in den vier Zimmern herumhocken! Und wie gut könnten wir's haben, wenn du dich nur endlich bequemen würdest, dein Pöblema abzulegen! Ein ganzes Landhaus mit Park wäre unser! — Aber ich sag's ja, man heiratet so jung und stellt sich die Ehe so ideal vor. Sätte ich damals nur auf Mutter gehört!“ — Sie nestelte während des Sprechens nervös ihr Epikentuch heraus.

Doch Monsieur kannte von früher, was jetzt kommen sollte. Weitertränken konnte er durchaus nicht leben, besonders von Lilo nicht, die er wirklich lieb hatte. Er konnte ihr im Grunde genommen nichts abschlagen. Dennoch unternahm er einen letzten Versuch. „Aber, Lilo“, sagte er so weich wie möglich, „du bist doch kein Kind mehr, sondern meine vernünftige, kleine Frau. Du mußt doch einsehen, daß ich die Lösung des vertrackten Preisrätsels nicht einsehen kann, wenn ich sie noch gar nicht habe.“

Aber da kam er schon an. „Das ist es ja; dumm bist du auch noch! Hier im Hause willst du alles besser wissen. Doch wenn's mal darauf ankommt, verlagst du!“

Das wollte Monsieur sich nicht sagen lassen, und nach einigem Hin und Her setzten sich Monsieur und Madame zusammen hin, um das „vertrackte Preisrätsel“ zu lösen. Vereinten Bemühungen gelang es nach dreiviertel Stunden, etwas herauszubekommen, wovon sie annahmen, daß es die richtige Lösung sei. Monsieur steckte es in einen Umschlag und schickte es weg.

In den nächsten Tagen gingen Madame und Monsieur wie im Traum umher. Madame hatte angefangen. Sie verbiß sich immer mehr in den Gedanken, der erste Preis, das Landhaus mit Park, würde ihnen zufallen. Und sie schwärmte Monsieur so viel davon vor, daß auch er sich schon küßte als künftiger Besitzer eines Landhauses betrachtete. Alle möglichen Zukunftspläne wurden geschmiedet.

„Unten nur Gesellschaftsräume“, sagte Madame, „oben Schlafräume und für mich ein Voudoir; dein Arbeitszimmer kommt auch nach oben, die Bibliothek bleibt natürlich unten. Und im Juni geben wir ein Gartenfest.“

Monsieur fand das alles sehr schön; nur wollte es ihm nicht passen, daß sein Arbeitszimmer nach oben sollte. Deshalb sagte er: „Mein Arbeitszimmer könnte ebenso gut unten sein; das wäre sogar noch besser.“

„Aber... aber...“ Es ist einmal abgemacht, daß dein Arbeitszimmer nach oben kommt, und dabei bleibt es.“

„Abgemacht ist noch gar nichts“, wagte Monsieur zu bemerken. „Du hast doch eben erst den Vorschlag gemacht.“ „Vorschlag! Schön gesagt, Vorschlag! Jetzt fehlt nur noch, daß du behauptest, du wärest es nicht gewesen, der vom Arbeitszimmer angefangen hat. Aber die Männer

Der Wollenträgerkönig

In New York starb kürzlich der Architekt Abraham Lescourt, der Wollenträgerkönig, dem New York zu einem großen Teil seine Sky-Line, seine jetzige Silhouette vor dem Horizont, verdankt. Lescourt gehörte in den letzten Jahren seines Lebens zu den „reichen Armen“, die die Wirtschaftskrise geschaffen hat. Er hinterließ nur 160 000 Dollar und — fünf Millionen Schulden.

Noch 1928, also kurz vor der Krise, wurde sein Vermögen auf nicht weniger als 100 Millionen Dollar geschätzt. Seine Aufträge beliefen sich damals auf rund fünfzig Millionen. Durch Fehlspekulationen ging dann aber in den nächsten Jahren sein Vermögen verloren. Von ihm stammen das 45 Stock hohe Gebäude der internationalen Telefon-Gesellschaft u. a. Bei seinen letzten Bauten setzte er viel Geld zu, so bei einem Wollenträger in der fünften Avenue allein 15 Millionen. Lescourt gehörte zu jenen sagenhaften Amerikanern, die ihre in schwindelnde Höhen führende Laufbahn als Zeitungsjunge angefangen haben. Nachdem er sich ein paar hundert Dollar zusammengeparnt hatte, eröffnete er zunächst eine Schneiderei, die ihm ein großes Vermögen einbrachte.

„Bleib du nur hübsch bei deinen Schätzen, Ligen-maul“, höhnte er. „Wirft in deinem Leben keinen Schweden mehr narren.“

Einen Herzschlag später — Kasper sträubte sich dabei die Haare — hörte er, wie die schwere Felsplatte wieder auf die Gruft gewälzt wurde.

Nun war er lebendig tot —, wenn nicht bald die Mutter kam... Die aber konnte nicht kommen. Die Kaiserlichen hatten, nachdem die Alte ihnen Ort und Gelegenheit gezeigt, sie kaltblütig niedergestochen. Weil sie von ihr Verrat fürchteten. Sie selbst stapften nun in die Kapelle. Kamen mit dröhnenden Schritten näher... Wie Engelsmusik klang es dem Eingeferkerten.

Und wieder knirschten die eisernen Stangen, die der Riese vorhin von sich geschleudert. Wieder öffnete sich die gähnende Tiefe — aber entsetzt prallten die neugierig hinunterspähenden Soldaten zurück. Mit dem gelassenen Schrei: „Der Geist. Des Wallensteiner Geists!“ rasteten sie aus der Kapelle und zum Dorfe hinaus.

Kasper aber, der sich erst nach geraumer Zeit aus seinem Kerker und der Kapelle wagte, fuhr bei dem Anblick, der sich ihm draußen bot, wild zurück. Blutüberströmt — mit eingeschlagenem Schädel — lag da die Mutter.

Ein paar Augenblicke starrte der Bursche wie bekümbt auf die tote, dann raffte er sich auf und floh in wahn-sinniger Hast aus dem Kloster und dem Dorfe Waldbitz.

Kein Waldbitzer hörte jemals im Leben mehr etwas von Kasper Ebirra.

Olub Slur und Swift Erlebnisse



Furchtsamer Hase

Mitten hinein in die Poesie des Tierlebens, ganz dicht heran ans scheinbare Bild, so nah, daß sich die Geheimnisse seiner Lebensäußerungen genau belauschen lassen, gelangt so leicht kein Mensch. Da muß man früh aufstehen, muß viel Geduld und Zeit haben, und darum wissen auch die meisten von uns nicht viel von den Tieren in Flur und Forst. Was aber wäre geeigneter, sie unserm Ohr und Auge nahe zu bringen, als Mikrophon und Filmkamera? Als das Fernobjektiv, das bis zu 800 Meter Reichweite hat?

Die Ufa hat den Aufnahmestab ihrer Kulturfilm-Abteilung hinausgeschickt in die Fluren der deutschen Heimat, und in mühevoller Arbeit ist unter der Leitung von Ulrich A. T. Schulz ein Zyklus von vier Filmen entstanden, deren einer den Titel „Aus Flur und Forst, Bilder über Deutschlands Niederwild“ trägt. Und als der vielbesetzte Dr. Schulz mit seinen altbewährten Kameraleuten Mahler und Schöner und Tonmeister Braun wieder nach Hause kam, da mußte er erzählen, was er auf seiner „schönen Erholungsreise“ alles erlebt hatte.

„Nennt ihr Kollegen hier in Neubabelsberg es ruhig „Erholungsreise“, wir wissen, was es heißt, in Nacht und Nebel auf der Lauer liegen und jeden Tag um 10 Uhr ins Bett und früh um 3 Uhr wieder raus und manchmal noch früher, denn der Dachs hätte nicht auf uns gewartet; er verließ im ersten Frühlicht zwischen 2 und 3 den Bau. Und wie schön wir ihn auf dem Filmbildschirm gesehen haben, diesen auf seine Ruhe und Sicherheit so ungemein bedachten Einiebler! Aus 70 Meter Entfernung haben wir ihn mit dem Teleobjektiv gefaßt. — Aber sagt einmal, „wandte sich nun Dr. Schulz mit einer feigen Frage an seine Zuhörer, um ihnen für die „Erholungsreise“ ein auszuweisen, „sagt mir doch, wie ihr auf dem Felde einen Hase von einem Kaninchen unterscheiden könnt.“

Oh, da gab es viele kluge Antworten, die einfachste aber fand keiner, daß nämlich der Hase beim „Mäuschchenmachen“ die Köpfe hochstreckt, während das Kaninchen dabei die Ohren hängen läßt. — Ja, nun wollte man immer mehr hören, und Dr. Schulz legte behutsam die Hände auf die Filmassistenten und erzählte lange von all dem Zauber, der darin gefangen war.

Vom furchtsamen Reh sprach er, das regelrecht bestie, als es aufgeschreckt davonprang; und wie es ihm gelang, die jungen Dachs in der Abendstunde zwischen 7 und 8 Uhr beim Spiel vorm Bau zu filmen. So einfach war das freilich nicht. Um die Tiere unbemerkt belauschen zu können, mußte man geräuschlose Hochstände, die genügend Platz für die Aufnahmegeräte boten, und Aufnahmestühle aus Laub und Schilf und Rohr errichten, und zwar Wochen vor der Filmaufnahme, damit die Tiere sich erst daran gewöhnten hatten. Nur so konnte man das Reh, das bis auf 300 Meter mittelt, sogar ganz in den Wind filmen, da man sich im 12 Meter hohen Hochstand über dem Bitterungswind befand; und mit Hilfe des Fernobjektivs bekam man es aus 120 Meter Entfernung noch so nah heran, daß das ganze Bild von der Gestalt des Tieres ausgefüllt ist. Sein Fliepen und Wellen fingen die Mikrophone auf, die man auf allen Hauptwegen ausgelegt hatte und die der Expedition viel Sorge machten, weil sie ein leises Knarren im Gehölz und einen Windhauch wie Sturm und Krachen wiedergaben. Aber auch hier hat die Kamera wurde und das Fuchselein, das ganz schlaue? Von der Kamera wurde es aus 800 Meter Entfernung doch noch überlistet. Schön sieht man's in der Sonne äugen, sichern und traben, und das war schon ein Glücksfall, denn nur selten streicht ja dieses Nachtier am lichten Tag umher.

„Habt ihr den Trappen schon gesehen?“ fuhr der Filmmann plaudernd fort. „Er sieht wie eine Kielegans aus und ist wohl der größte Landvogel Europas. Am Bepsee in der Nähe von Brandenburg gibt es etwa 40 Stück, aber kinematographisch



Ducke mit Frischlingen

Phot. Ufa

ist er bisher wohl kaum festgehalten. Wir mußten seineitwegen Unterstände bauen, denn er ist sehr scheu und hat ein scharfes Auge. Bei der Balz haben wir ihn aufgenommen; ganz merkwürdig ist er da anzuschauen. Er bläst seinen dicken Hals auf, biegt ihn zurück, legt die Flügel vollständig um auf den Rücken,

plustert sein Gefieder auf und sieht dann aus wie eine Schneekugel oder wie ein weißer Federball.

Aber auch die Vireoniden, neben der Hirschkranich die höchste Poesie des deutschen Niederwilds, haben wir in allen Einzelheiten auf den Tonfilm bekommen. Eine Stunde vor Sonnenaufgang, im Frühjahr, beginnt das Balzen und Kämpfen der Vireoniden. Sie tollern wie die Truthähne, laufen dabei gebückt auf dem Boden, mit gesträubten Federn, hängenden Flügeln und gefährlichem Spiel, und dann erfolgen die zwei Meter langen Balzsprünge unter gleichzeitigem Ausstoßen eines Zischlautes „Tschuh! Tschuh!“. Wie Silhouetten erschienen die Vireoniden zunächst in der Morgendämmerung; aber dann wurden die Tiere in der langsam durchleuchteten des Nebels immer deutlicher — wir haben den ganzen Vorgang durch Zeitraffer-Aufnahmen

anschaulich gemacht — mit zunehmender Helligkeit wird die Balz schwächer und schwächer, bis sie beim Erscheinen der Sonne, genau in dem Augenblick, da die Sonne über den Horizont kommt, völlig verstummt: die Vireoniden halten ihre „Morgenandacht“ eine Viertelsunde lang, dann teilt die Sonne den Balzsprünge verringert sich auf einen Meter.

Nun gut, liebe Zuhörer, nennt das alles „Erholungsreise“, schloß Dr. Schulz seine Erzählung, „es waren ja auch unvergeßliche Erlebnisse; aber diese Reise hat doch mehr Mühe gekostet, als vielleicht der fertige Film erkennen läßt. Manche der Bilder hätten wir schließlich „stellen“ können, doch wir zogen die Echtheit vor, denn uns lag ja daran, in Flur und Forst die Tiere zu belauschen.“

Fritz-Heinz Reinhardt.

Adler in Sicht

Von Hans Wolfgang B e h m.

Inmitten der Finnen des bayerischen Hochgebirges wird uns ein fester Anblick zuteil. Hoch im Blau des Himmels schwebt ein gewaltiger Raubvogel, aus dessen Flugbild wir ohne weiteres einen Steinadler erkennen. Wie ein gerade abgeschnittenes Brett erscheinen die übereinander gebogenen Schwanzfedern. Ohne einen Flügelstoß schwebt das stattliche Tier, das Sinnbild der Kraft und Stärke, dahin und holt, gegen den Wind drehend, eine geringe Senkung durch erneutes Steigen wieder ein. Fast eine halbe Stunde freit das mächtige Tier über uns. Plötzlich legt es seine Flügel an und läuft mit weitvorgestreckten, geöffneten Flügeln schief hinab ins Tal, um ein von der Höhe erbeutetes Opfer zu erbeuten.

Beutetiere des Steinadlers sind fast sämtliche Kleintiere. Nur schnelle Singvögel und Schwalben sind vor seinen scharf bestellten Klauen sicher. An Raubvögel wagt er sich nicht so schnell. Bisweilen greift er von Hunger getrieben auch größere Tiere an. Einem Fuchs beispielsweise schlägt er zunächst einen Fang um den Kopf, um ihn als gefährlichen Gegner zu blenden und zu entwirren. Er verschmäht weder den stacheligen Igel, noch scheut er sich vor der Schale der Schildkröte. Ein erbeutetes Tier wird vor dem Verzehren oberflächlich geprüft. Sodann wird der Hals zertrümmert und das Tier vom Hals an nach und nach aufgefressen. Dies geschieht ohne die bekannte Gier eines Geiers. Bis auf die mit Urat gefüllten Därme wird alles verspeist, auch die zertrümmerten Knochen. Beim Ver-

zehren in gleicher Höhe, so daß ein vom ersten Adler aufgeschrecktes Beutetier sicherlich unter den Krallen des ihm folgenden sein Leben lassen muß. Meistens wird es dann gemeinschaftlich verzehrt. Nach diesen Flügen im Tal schrauben sich die Tiere weiter in die Höhe und streichen weithin längs der Gebirgskette. Heute ist der Steinadler bei uns nur noch auf einen verhältnismäßig kleinen Teil des bayerischen Hochgebirges verbreitet, und da auch nur in wenigen Exemplaren. Auch in den Alpen, den Karpathen, den Siebenbürger Alpen und in Teilen Ungarns ist sein sonst häufiges Vorkommen zurückgegangen, ebenso in der Schweiz und Westeuropa, während er in Großbritannien überhaupt nur noch als Strichvogel erscheint. Weit verbreitet ist das Tier dagegen in den Gebirgen Mittelasiens, vereinzelt wiederum in Nordafrika. Gegen Abend vergnügt sich das Adlerpaar meist hoch in den Lüften, um dann mit Einbruch der Dämmerung höchst vorsichtig und ohne viel Geschrei einen Schlafplatz zu wählen.

Obwohl der Steinadler Brutvogel ist, wird der Horst an einer möglichst unentdeckten Felswand angelegt, dagegen seltener im Nistloch eines hohen Baumes. Eine mit Flechtwerk und dünnen Reiser ausgekleidete Mulde liegt im Horst eingebettet. Schon im zeitigen Frühjahr ruhen zwei runde Eier darin. Ihre Schale ist ziemlich rau und auf grünlichem Grunde bräunlich gefleckt. Jüngere Weibchen legen nur ein einziges Ei, ältere zwei, wovon dann stets das eine weit weniger gefleckt ist als das andere. Nach etwa fünfwöchiger Bebrütung entschlüpfen die mit grünlich weißem Wollhaum bedeckten Jungen. Besonders das Weibchen ist fähig um sie besorgt. Gemeinsam mit dem Männchen schleift es reiche Beute herbei. Täglich bereitet es den Kleinen ein lauberes Lager, holt frisches Reis herbei und entfernt die beschmutzten Zweige. Die in den ersten Tagen sehr hilflosen Jungen werden ständig geäugt. Fast regungslos liegen sie auf ihren Fußwurzel und wachseln nur mit dem Kopf ab und zu hin und her. Allmählich werden sie lebhafter, schlagen die kleinen, kummelhaften Flügel auf und nieder oder bearbeiten mit dem verhältnismäßig kräftigen Schnabel ihr Gefieder. Schon nehmen sie von den Eltern klein zerlegte Beutestücke selbst zu sich. Schließlich schleppen die Eltern frische Beutestücke an den Horst und überlassen den Jungen das ganze Geschäft des Zerhackens und Fressens.

Nach einigen Wochen eilen die Jungen bereits häufiger an den Rand des Nestes, trappeln aufgeregt hin und her, und schauen den fortfliegenden Eltern nach. Bald wird ein erster noch ungeschickter Flugversuch unternommen. Schon bevor die Jungen ganz flugfähig waren, hatten sie die Eltern oft tagelang allein gelassen, um sie offenbar an Selbstständigkeit zu gewöhnen. Häufig entschlüpfen nur ein Junges dem Ei. Gegen Ende der Brutzeit gleicht der Adlerhorst einer wenig angenehmen Stätte. Ein wahres Leichenfeld von Knochen, Schädeln, Schnäbeln und blutgetränkten Federn liegt umher. Sofern es der Wildreichtum der Gegend gestattet, wird mit Fähigkeit an einem einmal erwählten Gebiete festgehalten.

Unge Adler kreisen jahrelang umher, bevor sie sesshaft werden, und durchstreifen hierbei oft ungeheure Länderstrecken. Bei guter Pflege halten jung eingetragene Steinadler in der Gefangenschaft sehr gut aus. Sie werden äußerst zahm und befreunden sich bald mit ihrem Pfleger. Doch ein Adler in der Gefangenschaft hat immer etwas Bedrückendes an sich. Das Tier ist die Verkörperung der Freiheit und nicht des Gefangenenseins. Schon unzählige Male ist es gesagt worden, daß sein herrlicher Schwebeflug ebenso zum Bild der Schrecken und Jaden des schneebedeckten Hochgebirges gehört, wie der heitere Schrei der Möve zum wogenumrandeten Seestrand, wie das trillernde Verchenlied zur lachenden Adersflur, wie der schwabende Star und das trillernde Kotschwänzchen zum Bauerngehöft. Noch ist es Zeit, daß wir die letzten Adler unseres engeren Heimatlandes schauen, mögen sie auch dann und wann dem Menschen zum Schaden gereichen.



Kampfsweier Schauler

zehen der Beute sichtet der Adler äußerst vorsichtig. Nach vollendeter Mahlzeit wird der Schnabel sorgfältig gepulvt. Etwa in Zwischenträumen von sechs Tagen werden die bei der Nahrung mit aufgenommenen Haare und Federn als stumpfes Gewölle ausgespien.

Nach seinem morgendlichen Raubzuge ruht der Adler in der Nähe des Horstes aus. Doch unablässig späht das ruhbraune Auge umher. Prädatorisch glänzen glänzende Raden und Hinterhals, während kastanienbraune Hosen, weiße Unterhosenfedern mit weiß und schwarz getümeltem Schwanz sich vorteilhaft gegeneinander abheben. Nach beendeter Mittagsruhe fliegt das Tier zur Tränke. Sodann wird nochmals geäugt, und, sofern ein Paar zusammenstreift, stets gemeinschaftlich. Nach dem Verlassen des Horstes streift das Paar anfänglich die Talnieder in einigen Kreis- und Querzügen ab. Ein Tier folgt dem andern

Hochsommer

Erde ist nun in des Sommers
Große Gnade eingegangen,
Und die Tage glänzen und leuchten,
Bundervoll von Licht umhangen,
Das mit seinen großen Kräften
Raum und Strauch und Kraut belebt,
Bis in ihren heißen Säften
Abends schon die Reife bebt.

Achre neigt sich tief am Halme,
Denn sie weiß schon von den Garben
Ihrer Ernte. In der Blumen
Ueberflutend fatten Farben
Drängt ein jubelndes Verchwen
Sich zu herbem Wandel hin,
Um durch ihn sich zu vollenden
Zu Vergehn und Neubeginn.

Joe Droyen.

Jungfräule werden umgesiedelt

Die bekannte Vogelwarte Rossitten in Ostpreußen macht gegenwärtig einen Versuch, 300 Jungfräule in Westdeutschland anzusiedeln, um festzustellen, ob sich der Storch auch in anderen Teilen Deutschlands beheimaten läßt.



Weltbild (M).

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

5. Fortsetzung.

„Sie sehen, meine Gnädigste, Seereisen haben auch ihre Schattenseiten. Man bekommt ein vorzügliches Essen, ein ausgezeichnetes Bett, eine zuvorkommende Bedienung; damit man aber nicht übermüdet wird, dafür sorgt die Schiffskapelle. Sie mahnt uns, und gar nicht in Metaphern, an die „Mistöne“ des Alltags“, sagte während des Tanzes Barwid.

„Sie neigen zum Philosophieren“, bemerkte Fernanda spöttisch.

Er lachte. „Nur während eines schlechten Tangos!“

„Das ist kein mildernder Umstand.“

Er schlug ihr eine Promenade auf dem nächsten Deck vor. Sie gingen ihre Mäntel holen. Es stellte sich heraus, daß ihre Kabinen nur wenige Meter entfernt lagen.

Als sie ins Freie traten, empfing sie die sternklare, empfindlich fühlbare Dezembernacht. Man sah einige dunkle Schatten, die sich merkwürdigerweise manchmal — ein optisches Phänomen — in zwei teilten.

Barwid bot Fernanda seinen Arm. Sie standen an der Reling und schwiegen.

„Ist es nicht sonderbar“, sagte plötzlich der Mann, „daß zwei Menschen sich irgendwo in einem fremden Land, auf hoher See begegnen.“

Sie verstand den tieferen Sinn seiner Worte, trotzdem fragte sie: „Was finden Sie daran Sonderbares? Wenn ich mich noch richtig erinnere, leben zweitausend Millionen Menschen auf der Erde. Tag für Tag, Stunde auf Stunde lernen sich Hunderttausende kennen, für einen Tag, für eine Stunde oder für die Dauer einer Seereise.“

„Vielleicht auch fürs Leben.“ sagte Barwid ernst.

Ein Dutzend Meter von ihnen flammte ein Streichholz auf. Fernanda erblickte ein blaßes, von tiefschwarzen Haaren umrahmtes Gesicht. Dann wurde es wieder dunkel. Doch Fernanda hatte bereits den Mann, der sich suchend über den Boden beugte, erkannt. Es war ihr Gegenüber aus dem Speisesaal, der Herr mit der Perücke.

Sie sah, wie sein Schatten sich entfernte. Ihr angeborener Spürsinn witterte Leute.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie hastig zu ihrem Begleiter und eilte dem Entschwindenden nach.

Der Herr mit der Perücke schritt vorsichtig in der Richtung des Zwischenbeds. Er hob die Kette, die den Weg zu der ersten Klasse versperrte, passierte die Touristenklasse und befand sich jetzt vor den großen, für acht Personen bestimmten Kabinen der billigsten Schiffsklasse.

Er ließ mehrere Male einen kurzen, leisen Pfiff ertönen. Gleich danach erblickte Fernanda einen kleinen, gedrungenen Mann vorsichtig aus einer Kabine treten und auf den Herrn mit der Perücke zueilen.

Fernanda, die, um von den beiden nicht gesehen zu werden, sich fest an die Wand drückte, konnte ihr Gespräch leider nicht belauschen. Eines war sicher, die beiden Männer, die so geheimnisvoll zu nächstlicher Stunde sich trafen, sprachen nicht französisch.

In diesem Augenblick gab die Wand, an der Fernanda lehnte, nach. Fernanda stürzte in einen finsternen, dumpf riechenden Raum. Sie sah noch im Fallen, wie die beiden auseinanderstreckten.

Nachdem sie sich erhoben hatte, stellte sie fest, daß alle ihre Knochen noch heil waren, und daß sie in eine Kammer gestürzt war, die zur Aufbewahrung von Strohfäden und allerlei Gerät diente. Die Tür des Raumes, an der sie, ohne es zu merken, gelehnt hatte, ging sonderbarer Weise nach innen. Sie hatte vorhin unter Fernandas Gewicht nachgegeben.

Sie trat auf den schmalen Korridor. Die beiden Männer waren verschwunden. Seine näherte sich Fernanda der Kabine, aus der kurz vorher der kleine, gedrungenen Mann herausgekommen war. Sie lauschte, aber kein Geräusch drang an ihre Ohren.

Vorsichtig drückte sie die Klinke nieder. Die Tür gab nach. Schritte nahen. Ohne zu überlegen, huschte Fernanda in die dunkle Kabine und schloß lautlos die Tür.

Die Schritte draußen verhallten. Fernanda horchte angespannt, in der Kabine war es unheimlich still. Sie tastete die Wand ab; ihre Hand fand den Lichtschalter. In diesem Augenblick fühlte sie einen eisernen Griff um ihre Rechte. Eine schwere Faust legte sich auf ihren Mund.

Fernanda war in allen Griffen des Ju-Jitsu bewandert. Sie konnte in dem stockfinsternen Raum ihren Angreifer zwar nicht sehen, aber ihr kräftiger Ruckstoß mußte das Schienbein des hinter ihr Stehenden trotzdem getroffen haben. Sein Griff lockerte sich für einen Augenblick. Dies genügte Fernanda, um sich blitzschnell zu befreien. Man hörte ein leises Knacken. Fernanda, die zwei Schritte zurückgewichen war, rief laut:

„Mühen Sie sich nicht! Ich schreie!“

Keine Antwort kam. Fernanda hörte nur ihr eigenes Atmen. Merkwürdig. Sie wagte sich nicht zu rühren. Sie hatte ihr Zigarettenetui, dessen Knacken dem Gegner einen Revolver vortäuschte, wieder in die Manteltasche gleiten lassen.

Es war unheimlich, wie still der Gegner sich verhielt. Nichts verriet seine Anwesenheit. Nicht das leiseste Geräusch. Fernanda, die ein sehr scharfes Gehör besaß, hielt den Atem an.

Nur das ferne Stampfen der Schiffsmotoren und das Rären der Turbinen drang zu ihr. War ihrem Angreifer etwas zugestoßen? Lebte er nicht mehr?

Ein kalter Schauer bemächtigte sich Fernandas. Im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt.

Wäre dem unsichtbaren Gegner etwas zugestoßen, hätte sie unbedingt einen Fall gehört.

„Öffnen Sie die Tür!“ befahl sie in der Richtung, wo sie den Feind vermutete.

Nichts regte sich.

„Ich zähle bis drei. Wenn Sie bis dahin den Raum nicht verlassen haben, schreie ich Sie über den Haufen!“

Alles blieb still.

Sie riß die Tür auf. Vom Korridor drang der matte Schein einer Lampe herein. Mit einem Sprung war sie vor der Tür. Sie erwartete jeden Augenblick, daß der Angreifer hinter ihr herstürzte. Aber nichts Ähnliches geschah.

Fernandas Arm griff in die Kabine; ihre Hand tastete nach dem Lichtschalter. Gleich danach flammte eine kleine Glühbirne auf und ergoß ihr trübes Licht über den ziemlich breiten Raum. Er war leer.

Von dem nächsten Phantom war nicht die geringste Spur zu entdecken. Fernanda betrat die Kabine. In diesem Augenblick erscholl hinter ihr eine Stimme. Jäh wandte sie sich um.

Vor ihr stand Barwid.

Er hielt zwischen den Fingern eine Zigarette und wiederholte:

„Darf ich Ihnen helfen?“ Seine Miene zeigte nicht die geringste Überraschung. Er sah scheinbar nichts Absonderliches darin, daß eine junge Dame in elegantem Abendkleid zu nächstlicher Stunde einer Kabine des Zwischenbeds ihr lebhaftes Interesse zuwendete.

„Suchen Sie etwas?“ fragte Barwid freundlich.

„Nein!“ antwortete Fernanda brüsk. „Warum sind Sie mir nachgekommen?“

Sie sah sein überraschtes Gesicht, und schon freundlich sagte sie fort: „Ich hoffe nicht, Sie hier wiederzusehen. Sind Sie mir gleich gefolgt?“

„Nein. Ich sah Sie bloß in der Richtung des Zwischenbeds verschwinden, und da Sie nicht bald wiederkamen, machte ich mir Ihre Wege Sorgen. Das Schiffsgespens! läßt nicht mit sich scherzen.“

Fernanda fuhr zusammen.

„Ein Schiffsgespens?“

Barwid machte eine verlegene Miene.

„Eigentlich sollte man nicht davon sprechen. Wenn das Publikum es erfahren würde, wäre es nur überflüssige Unruhe.“

„Bitte, sprechen Sie!“

Er tat es sichtlich ungern.

„Nicht ich, nicht zu erzählen. Seit ungefähr einem Monat treibt auf dem Port Vendres ein mysteriöser Mensch sein Unwesen. Keine der Fahrten vergeht, ohne daß irgendein geheimnisvoller Diebstahl geschieht. Das erste Mal trat das Schiffsgespens — die Besatzung taufte so den unsichtbaren Missetäter — vor fünf Wochen auf. Einer englischen Aristokratin wurde nachts aus der Kabine auf rätselhafte Weise ihr gesamter Schmuck geraubt. Der nächste, der daran glauben mußte, war ein reicher Vegetarier. Auf der Fahrt von Tunis nach Marseille erleichterte ihn das Gespens um eine Summe von dreihundert Franken. Er hatte das Geld unter seinem Kopfkissen verwahrt. Weder die sorgfältig verschlossene Kabinentür noch der leise Schlaf des Passagiers hinderten das Schiffsgespens, sich des Geldes zu bemächtigen. Eine Reihe ähnlich verwegener Diebstähle folgte. Die Schiffseleitung ist vollkommen machtlos. Auf jeder Reise werden die Passagiere heimlich beobachtet, die Besatzung natürlich ebenfalls. Der Dampfer wurde im Mittelmeer bereits dreimal gründlich untersucht, ohne daß es gelang, die geringste Spur des Phantoms zu entdecken.“

„Hat jemand das Gespens schon mal gesehen?“ fragte Fernanda nachdenklich.

„Ein Steward hatte dieses zweifelhafte Vergnügen. Er sah nachts einen verdächtigen Schatten vorbeistreichen und vertrat ihm mutig den Weg. Im nächsten Augenblick erhielt er einen Faustschlag, der ihm für eine Viertelstunde die Besinnung raubte.“

Fernanda spähte einen Augenblick in das Gesicht ihres Gegenübers, dann fragte sie schnell:

„Woher wissen Sie das alles, Herr Barwid?“

Er lächelte kaum merkbar. „Der Kapitän selbst hat es mir erzählt.“

„Auf dem Schiff befinden sich doch Detektive?“

Barwid nickte.

„Sind Sie einer dieser Detektive?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin ein simpler Passagier. — Aber wollen Sie mir sagen, was Sie hier suchen? Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein.“

Fernanda überlegte nur kurz, dann antwortete sie:

„Ich bin soeben dem Schiffsgespens begegnet.“ Und sie berichtete, ohne den Mann mit der Perücke zu erwähnen, den Vorfall in der dunklen Kabine.

Barwid hörte gespannt zu. Sein Blick tastete die Wände der auffallend geräumigen Kabine ab. Zwei lange Holzstische verrieten, daß der Raum als Speisesaal diente. Plötzlich schritt Barwid auf eine der Schmalwände zu. Ein Spalt zeigte eine in die Wand eingelassene kleine Tür. Fernanda hatte sie vorher nicht weiter beachtet. Es schien ihr völlig unmöglich, daß ein erwachsener

Mann durch diese schmale Öffnung völlig geräuschlos verschwinden konnte.

„Meinen Sie, daß er diesen Weg genommen hat?“ fragte Fernanda.

Sie dachte an den breiten, gedrungenen Mann, und sie hielt es für ausgeschlossen, daß er sich, und noch dazu völlig lautlos, in eine kleine Kiste von kaum einem Meter Breite und von ungefähr der gleichen Höhe hineinzwingen konnte.

Sechstes Kapitel.

Nach seiner Flucht war Briener im Berliner Osten untergetaucht. Er fand hier Kumpen aus früheren Zeiten, von denen er Hilfe erhoffte. In seiner augenblicklich reichlich mitgenommenen Ausrüstung wagte er nicht, das Musikinstrumentengeschäft in der Bismarckstraße aufzusuchen. Auch besaß er gar nicht das Geld für den Erwerb der Geige.

Seider waren auch die Kumpen von früher, soweit sie sich noch der Freiheit erfreuten, aller Mittel bar. Das Risiko bei einer „Unternehmung“ war zu groß geworden. Ein neuer Wind segelte. Die Polizei war auf dem besten Wege, die Gewohnheitschadlinge auszurotten.

Das Einzige, was seine Bekannten für Briener tun konnten, war, daß sie ihm die Adresse des alten Noel gaben. Vielleicht war der Alte gewillt, die Sache zu finanzieren. Briener hatte sich natürlich gehütet, Näheres zu verraten zu lassen.

Da er ungefähr von dem Wert einer Geige eine Ahnung hatte, rechnete er mit zwei- bis dreihundert Mark als Kaufpreis für das ihm so kostbare Instrument. Damals, als er die dreitausend Mark aus dem Weihenhausenschen Tresor noch in der Tasche hatte, war es ein lächerlicher Betrag gewesen. Heute sollte er dafür einen Fremden an seinem Geheimnis beteiligen? Er machte sich keine Illusionen in bezug auf den alten Noel. Dieser Halsabschneider würde die lumpigen paar Tappen nur hergeben, wenn Briener ihm reinen Wein einschenkte.

Albatros Noel — Gott weiß, wie er zu diesem nicht alltäglichen Vornamen kam — hauste in einer finsternen Mietkaserne irgendwo am Rande der Stadt. Briener mußte gut fünf Minuten warten, ehe auf sein Klopfen geöffnet wurde. Eine Klinke konnte er auf der auffallend massiven Wohnungstür nicht entdecken. Briener fühlte förmlich, wie er durch ein von außen kaum sichtbares Guckloch lange und misstrauisch beäugt wurde.

Ein Kiesel wurde zurückgeschoben, ein Schlüssel zweimal umgedreht. Eine Minute später stand Briener in einem auffallend gut eingerichteten Zimmer.

Albatros Noel kehrte dem Fenster den Rücken. Briener sah nur, der „Alte“ — er zählte genau fünfzig Jahre — trug einen eleganten Strahzanhang. Seine Sprache war gewählig. Er bat den Besucher, Platz zu nehmen, dann fragte er:

„Was führt Sie zu mir?“

Briener, durch die Umgebung, die Kleidung und die Höflichkeit des Hausherrn etwas verwirrt, rücte nur zaghaft mit seinem Anliegen heraus.

Albatros Noel hörte ihm aufmerksam zu. Briener bat um fünfhundert Mark; er wollte sie dem Geber in wenigen Tagen mit dem üblichen „Aufschlag“ zurückzahlen. Notgedrungen berichtete er in wenigen Worten von der Geige, die als Versteck für ein wertvolles Papier diente.

„Und sind Sie fest überzeugt, das Papier sofort verwerten zu können?“ fragte Noel geschäftig.

Brieners Antwort klang sehr sicher.

„Gut. Sie sollen das Geld haben“, meinte Noel. Er hatte scheinbar auf einen Klingelknopf gedrückt, denn gleich danach betrat eine ältere, einfach gekleidete Frau das Zimmer. Noel sprach leise einige Worte zu ihr. Die Frau verließ das Zimmer; sie kehrte nach zwei Minuten mit einigen Banknoten in der Hand zurück. Sie übergab das Geld Noel und entfernte sich.

Albatros Noel zählte die Scheine und reichte sie Briener. Die Überraschung des Besuchers entging ihm nicht, denn er sagte mit einem kaum merklichen Lächeln:

„Ich habe nicht nach Ihrem Namen gefragt. Es ist auch überflüssig. Sie werden meinen Anteil aus dem Erlös Ihres Papiers, spätestens vierundzwanzig Stunden, nachdem Sie das Geld erhalten, bezahlen. Ich hoffe, Sie haben über Albatros Noel genügend erfahren, um nicht eine Dummheit zu begehen.“

Raum hatte Briener das Zimmer in Begleitung der einfach gekleideten Frau, die plötzlich wieder aufgetaucht war, verlassen, als Noel nach einem versteckten Telefonhörer griff und in den Apparat einige Worte sprach.

Briener trat aus dem Tor der finsternen Mietkaserne und schritt langsam die Straße entlang. Plötzlich blieb er vor einem Schaufenster stehen. Fast unmerklich drehte er den Kopf in die Richtung, aus der er gekommen war. Er sah einen Mann in grauer Joppe, der kaum fünfzig Schritte entfernt ebenfalls stehen geblieben war.

Briener legte seinen Weg fort. Als er nach fünf Minuten sah, lehrte, erblickte er sofort den Mann in der grauen Joppe. Briener lächelte geringfügig. Er hatte von Anfang an damit gerechnet, daß Noel ihn „beschatten“ ließ. Den Verfolger abzuschütteln, dünkte Briener eine Kleinigkeit. Er ging noch ein Stückchen, dann drehte er sich blitzschnell um und schritt gerade auf den Mann in der Joppe zu, der keine Zeit mehr fand, sich zu verstecken.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 14. Juli 1935

Neuß wußt nicht vom Hindenburg

Wieder einmal raucht unser Neußer Horn in seltener Schwärze! Wir sind wieder einmal übergegangen worden, und zwar ganz ungeheuer; erst kürzlich hatten wir Grund dazu, nun aber haben wir besonderen Grund zornig zu sein und zu schimpfen; wenigstens aber haben wir Grund zu fragen: „Was gebet die Stadtverwaltung oder die Vereinigung der „Heimatsfreunde“ zu tun, daß Neuß wieder in den einschlägigen Prospekten zu den Ehren kommt, die ihm gebühren.“

Doch halt! Langsam! Alles schön der Reihe nach! Der Landesverkehrsverband Rheinland hat wieder einen Prospekt herausgegeben; nebenbeimerkt: einen schönen und gutgedruckten Prospekt. Ueberschrift: „Der Niederrhein“. Wir nahmen ihn in guter Hoffnung zur Hand, und wir suchten — das ist ja so üblich, Sitte und Gebrauch — danach, wie denn dieses Mal Neuß, die Stadt unserer Väter und unserer Sorgen wohl beurteilt sein möchte, oder mit welchen Worten der Verfasser die Schönheiten der Neußer Heimat im engeren Sinne ausgezeichnet haben möchte. Denn schließlich wird man ja den Niederrhein von Köln bis Kleve nicht beschreiben können, ohne auch Neuß zu besuchen. Aber da gewahrten unsere entsehten Augen, was sie auch schon bei dem ersten Prospekt des Verkehrsverbandes gewahren mußten, daß Neuß überhaupt nicht dabei ist. Auch im Prospekt Niederrhein ist Neuß nicht dabei; damit wir aber sehen, wie man um unsere mißachtete Heimat herumgeschlichen ist, wollen wir die Orte nennen, die ringsum behandelt worden sind: wir sehen mit Freude, daß man auch im Verkehrsverband in das Erstland vorgebrungen ist, ein Fortschritt, der geradezu an Unternehmungsgeist grenzt: Weiburg, Wüderich, Brüggen, Düsseldorf, Grevenbroich, Düllich, Krefeld, Kleve, Riedberg, Guldbrath, Linnich, M. Gladbach, Neutirchen, Lobberich, Wevelinghoven, Straberg, Süchteln, Wierzen und Jons.

Da man aber ja schließlich die untere Erst nicht besingen und beschreiben kann, ohne wenigstens Neuß einmal eben zu erwähnen, so fand man offenbar vor der Preisfrage, wie man das am kürzesten machen könne. Diese Preisfrage ist dann glänzend gelöst worden, indem es nach einer Beschreibung des Weges ab Weiburg usw. heißt:

„Bei Neuß mündet die Erft in den Rhein.“

Affe tot, Zirkus aus! Ueberschrift: „Der Niederrhein.“ Warum ist das eigentlich schon seit einem Jahr, wenn von Neuß die Rede ist? Ob Neuß nicht mehr Mitglied des Verkehrsverbandes ist, und ob dieser Prospekt nur dann die einzelnen Städte erwähnt, wenn sie entsprechende Beiträge bezahlten? Wenn das so ist, dann sollte es dennoch unmöglich sein, daß man eine Stadt wie Neuß vollkommen unter den Tisch fallen läßt. Vielleicht aber hat auch der Sachbearbeiter noch nichts von Neuß gehört und von seiner Bedeutung einst und jetzt. Man müßte ihn noch einladen!

Ganz sicher wird Neuß nicht an dieser Mißachtung durch den in Godesberg sitzenden Rheinischen Verkehrsverband sterben; vielleicht müssen wir sogar noch dankbar sein, daß wir wenigstens auf der Prospekt abschließenden Landkarte stehen geblieben sind; denn das ist doch wenigstens eine Anerkennung insofern, als wir wenigstens zu den Ehren solcher Auszeichnung zugelassen sind. Vielleicht sind wir aber das nächste Mal auch dort nicht mehr dabei, und dann wäre dann doch der Augenblick gekommen, da sich der Neußer Schützenzug verläßt durch die Heimatfreunde, generalstäblich betreut von den städtischen Behörden einmal gen Godesberg in Bewegung setzte, um dorten zu zeigen, wie sehr Neuß noch lebt, und wie wenig sich die Neußer gefallen lassen werden, wenn man sie systematisch unter den Tisch befördert will.

Denn das ist es, „was uns Neußer so maßlos verbittert.“

Zur Windenauwinklung der „Kreislänge“

Der unpolitische Chronist hatte unter dem Eindruck der Hitze in der vorvergangenen Woche einen Sehnsuchtschrei nach dem Strohhut ausgestoßen, nach jener Kopfbedeckung, die wir heute kaum noch einmal sehen, und die man — sehr zu Unrecht — von Seiten der Jugend leicht zu verlässen geneigt ist. Dieser mein brünstiger Schrei nach der Kreislänge, dem Helfer gegen die Hitze, ist nicht ungehört verhallt; als ob sich nun schon der Strohhut in großer Menge wieder als Kopfbedeckung herausgestellt hätte, (dazu bedarf es wohl einer „Umformung“) wohl aber hat sich ein fremdlicher Herr auf der Redaktion mit dem Strohhut vorgestellt und hat nachgewiesen, daß ich sachlich im Unrecht war, wenn ich behauptete, es gebe überhaupt nur noch einen einzigen Strohhut in Neuß, wenigstens einen solchen des alten Formates „a la Kreislänge“. Nunmehr bin ich fest überzeugt, daß es zu einer neuen Welle des flachen Strohhutes kommen wird, den wir schon zu den Toten der Mode gerechnet hatten. Nachdem mir der Redaktionsbesuch mindestens 10 Strohhüte nachgewiesen hatte für Neuß, packte er auch noch aus einer hinreichend großen Schachtel 4 weitere aus, die er noch „in Reserve“ hatte, weil er eben fest damit rechnete, daß auch die neue Welle der Kreislänge-Strohhüte wieder kommen werde; sein bombastisches Vertrauen begründete er auf einen Zeitungsausschnitt, den er mir ebenfalls vorwies und in dem folgendes zu lesen war:

„An der St. Georgs-Kapelle im Schlosse Windsor fand vor einigen Tagen ein Dankgottesdienst für die Verhüte Britisch

Region, eines der bekanntesten englischen Regimenter, dessen Chef der englische Kronprinz ist, statt. Wie sehr häufig, erschien der Prinz von Wales jedoch diesmal nicht in Uniform zu diesem militärischen Gottesdienst, sondern im gewöhnlichen, wenn auch sehr eleganten Straßenanzug. Es fiel vor allem auf, daß der englische Thronfolger seit langer Zeit zum ersten Mal wieder einen flachen Strohhut als Kopfbedeckung trug.

Sollte die „Kreislänge“, wie dieser flache Strohhut bei uns im Volksmund heißt, doch wieder Mode werden? Die Chancen sind nicht gering, denn man weiß ja, wie sehr der englische Kronprinz für die Mode der Herren tonangebend ist. Es soll sogar Leute geben, die nur darauf warten, zu sehen, wie sich der Prinz von Wales räuspert und spuckt, um dann sogleich alles bis ins Einzelne nachzumachen.

Der Kampf um den flachen Strohhut in der Herrenmode wird schon seit Jahren mit großer Energie und Zähigkeit geführt. Bis hierher jedoch ohne größere greifbare Erfolge, was umso merkwürdiger ist, als diese Kopfbedeckung im Sommer zweifellos ihre Vorteile hat. Die „Kreislänge“ erfreut sich allgemeiner Beliebtheit, und daran sind vorläufig alle Bestrebungen gescheitert. Beht hat die Partei der „Kreislängeanhänger“ allerdings eine mächtige Verstärkung erhalten, denn wenn der Prinz von Wales auf ihrer Seite steht, dann ist an einem Erfolg kaum mehr zu zweifeln.“

Windenauwinklung und Neuß

Es ist ein Brauch von Alters her, daß sich die Finanzleute aller Länder der Erde sehr mit der Frage zu beschäftigen haben, wie sie ihre Gelder in die Kassen bekommen; denn ohne „Zaster“ kann selbst das noch so beschiedene Land nicht leben.

Mexiko überlegt augenblicklich, ob man nicht die Schnurrbärte versteuern solle; es ist nahe daran. Allerdings will man nur die Schnurrbärte der Dunggellen versteuern. Und da hört man nun die Nachgalt trampeln: denn der Schnurrbart ist in Mexiko besonders beliebt, und er wird mit Liebe gepflegt; seine Spitzen weisen meistens Schnurrsträße hinauf in den Himmel, wo unsere Rechte hängen unerreichbar. Mexiko hat augenblicklich die Zeiten, die wir vor dem Kriege hatten, als sich die Männer — soweit sie als solche unter allen Umständen gelten wollten — den „Schnäuzer“ mit „Es ist erreicht“ wienerten; damals hatten die langen Schnurrbärten die Spitze und die Festigkeit, die zu einem Schmuckstück ausgereicht haben würden, um aus den entlegenen Winkeln etwas herauszuholen, mochte es sich noch so sehr sträuben.

Da nun in Mexiko die Schnurrbärte der Dunggellen versteuert werden sollen, so wird allorten ganz sicher eine Epidemie ausbrechen; denn ganz sicher geht ein richtiger mexikanischer Mann eher unter das Joch der Ehe, ehe er sich aus Eripansgründen den Schnurrbart abnehmen ließe.

Aber auch mit diesem Erfolg wird die mexikanische Regierung zufrieden sein, wenn sie auch kein Geld damit verdienen kann. Sie wird dann eben nächsten doch die Schnurrbärte ganz allgemein versteuern, — oder — wie wäre es mit einer Revolversteuer? — Aber, — was gehen uns die Steuerfragen anderer Völker an?

Günther, du lachst noch!

Es handelt sich bei diesem Witzschrei um den Fioh, von dem man allenthalben behauptete, er sei ausgestorben. Auch in Neuß war dieses Gerücht verbreitet; warum sollte auch Neuß eine Ausnahme machen? Es wurde nicht mehr und nicht weniger behauptet, als daß der Fioh vollkommen ausgestorben sei. Die Wissenschaft hatte auch schon festgestellt, daß ganz sicher etwas Wahres an diesem Gerüchte sei, und die Fiohhalter, die sich sonst über Vernachlässigung von dieser Seite nicht beklagen konnten, beklagten sich ohne langes Überlegen, daß auch sie keine Fiohe mehr hätten, daß der Hund selbst oder sonst eine Kreatur, die sonst von Fiohen bevorzugt waren, nichts mehr damit zu tun haben. Fiohe gebe es nicht mehr. Wahrscheinlich werden also auch demnächst die Fiohe-Zirkusse ihre Pforten schließen müssen, weil ihre Künstler eben nicht mehr da sind.

Da aber kam die Wissenschaft Mitteleuropas und ging den Gerüchten auf den Grund; die exakte Wissenschaft läßt sich nicht einfach eine Tiergattung eingehen, ohne daß sie sich da in's Mittel lege; auch einen Fioh läßt sie nicht aussterben. Unter gar keinen Umständen! Wir, die wir als Konsumenten oder Futtergeber der Tiere gelegentlich in Frage kommen — wer kann sich vor der Tüde eines Fiohes schützen, Männer und Frauen? — hatten eigentlich nichts einzuwenden gegen das Verschwinden des Fiohes; aber — wie gesagt — die Wissenschaft! —

Sie hat festgestellt, daß es noch Fiohe massenhaft gibt; sie (die Fiohe) haben sich nur auf die Wanderschaft begeben. Vögel, die seidene und glatte Wäsche tragen, sind von Fiohen nicht bevorzugt; er braucht wollene „Dumpe“ und „Wiberbore“, er kann sich auf seidene Dingen nicht halten, auch nicht auf dünnen Dingen, so sagt die Wissenschaft; sie stellt auch fest, daß Violeum, Valatum und Parlett als Fußbelag geradezu Gift für Fiohe seien. Sie brauchen rillenreiche Fußböden oder Lehmfußböden. Bis hierher soll die Wissenschaft recht haben; wir sind nicht unzufrieden, daß es so ist. Aber dann kommt in der Schlussfolgerung ein Irrtum, den wir berichtigen müssen; hier irrt sie nämlich wirklich, wenn sie mit frischgeputzter Brille feststellt:

„... Alle diese Neuerungen (glatte Fußböden, glatte Wäsche, Sauberkeit! die Ned.) sind auf dem Lande mehr oder weniger nicht vorhanden, und hier hat sich der Menschenfioh — so sagt der kluge Zeitungsmann von Berlin sehr sicher weiter — in alter Frische erhalten...“

Auch über solche Feststellungen regen wir uns natürlich auf dem Lande keinen Augenblick auf; wir tun nur so! Aber wir würden von unseren Landsfiohen gerne einige wohlfortierte Sammlungen in allen Größen und Mengen zur Verfügung stellen, wenn wir nur welche hätten. Vielleicht sind die „Leute auf dem Lande“ doch ein wenig weiter, als man hier lesen kann; aber das kann ja ein Fiohforscher nicht wissen. Damit er es weiß, wollen wir ihm diese Zeitung schicken!

Ob der Fioh nun doch noch infolge dieses Irrtums ausstirbt oder nicht, das kann der unpolitische Chronist nicht ohne Weiteres sagen; es ist ihm eigentlich auch egal. Denn er weiß weder, warum es denn eigentlich überhaupt Fiohe geben muß, und er sieht nicht ein, warum es denn nicht genügt, daß ein paar Prachtexemplare dieser Gattung vielleicht im Zoologischen Garten oder im Wildpark gehalten werden, wohlbehütet, wohlverschlossen, gutgenährt und mit allem Komfort ausgerüstet, damit die Naturforscher und Fachleute auf alle Fälle die Fiohe haben, die sie offenbar zum Leben brauchen.

Wir, die wir immer nur gegebenen Falles die Futterplätze zu stellen haben, legen keinen großen Wert auf die Tatsache, daß der Fioh weiter wächst, blüht und geblüht. Wir entlassen ihn in Gnaden aus unserem Zoologiebuch!

Ungel! Haue ab!

Linke Neußer in Nord und Süd

Wir müssen noch einmal alle zusammen einen Anlauf machen insofern, als wir gemeinsam beschließen, uns nicht gegenseitig zur Verzweiflung zu bringen; wenigstens nicht mit dem Radio-Apparat, der nun — wenn die Abende und Nächte einigermaßen genießbar sind — bis in die späte Nacht hinein uns die Ruhe raubt, weil vielleicht irgendjemand in der Nachbarschaft oder im Hause die sadistische Lust verspürt, dem lieben Nächsten die Galle in das Blut zu treiben; der alte Herr Schiller hat nämlich wirklich und wahrhaftig immer noch recht, wenn er sagt: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!“ Und schließlich kann man ja auch dem noch so wenig ästheten Nachbarn nicht zumuten, daß er gezwungen wird, die vielen schönen Sachen, die Abend um Abend aus dem Lautsprecher strömen, zu genießen, mag es auch noch so eine leistungsfähige Station sein. Konzert und Vortrag, Belehrung und Erbauung bestimmt man sowohl hinsichtlich der Qualität als auch der Quantität von sich aus; man läßt sich da nicht gerne bevormunden, und wenn noch so schöne Musik aus dem Lautsprecher kommt, so kann es dem Nachbarn, der vielleicht gerade krank ist oder mit der Steuererklärung beschäftigt, keinerlei Freude bereiten, wenn er mithören muß; noch schlimmer aber ist es, wenn quadratkilometerweit ruhestörender Lärm mittels Radio verübt wird, ohne daß jemand ernstlich dagegen einschreitet. Wir Neußer wollen doch noch einmal gute Vorsätze fassen, ehe wir es wie jener Engländer machen, ohne allerdings dann gleich soweit zu gehen, wie dieser; das BT berichtet darüber aus London:

„Gestützt auf die Paragraphen des Gesetzes will jetzt ein Einwohner von Liverpool zivilrechtlich gegen den englischen Rundfunk vorgehen, und den Vorwurf macht, er störe mit seinen Sonntagskonzerten den Frieden und die Ruhe, die zur sonntäglichen Erbauung des englischen Volkes unerlässlich seien. Das genannte Gesetz gestattet es jedem Bürger, in gewissen Fällen die Rolle des „öffentlichen Informators“ zu übernehmen, damit die vermeintlich Schulbigen verfolgt werden, selbst wenn es sich um den Staat selbst handeln sollte, der sich gegenüber der Öffentlichkeit etwa unter irgendeinem Deckmantel — in diesem Falle der British Broadcasting Corporation — verbirgt.“

Da ist offenbar einer zur Verzweiflung getrieben worden.

Dies



In Fotviga werden Bahnhöfe gestohlen

In der kleinen mazedonischen Ortschaft Fotviga sollte kürzlich der erste Bahnhof feierlich eingeweiht werden, doch wurde daraus nichts. Bereits vor etlichen Wochen hatte man mit dem Bau des Gebäudes begonnen, in der stillen Hoffnung, dem Dorf durch Errichtung einer eigenen Eisenbahnstation eine größere Bedeutung zu verschaffen. Tag und Nacht arbeiteten die Bewohner an „ihrem“ Bahnhof, der allerdings aus Mangel an größeren Mitteln nur aus Holz gebaut werden konnte. Endlich war die Arbeit soweit fortgeschritten, daß an einem Sonntag die Einweihungsfeierlichkeiten steigen sollten. Unter Vorantritt einer Musikkapelle und mehrerer Ehrengäste bewegte sich der Festzug zu dem etwa 2 Km. außerhalb der Ortschaft gelegenen Bahnhof. Nun hatten zwar die braven Fotvigarer bereits am Abend zuvor ausgiebig den heimatischen Schnäpzen zugebrochen, doch waren sie keineswegs im Festzuge so benebelt, daß sie die Umrisse „ihres“ Bahnhofes nicht erkannt hätten. Sie rieben sich verächtlich die Augen. Die Musikanten ließen den programmäßig vorgezeichneten Einzugsmarsch schuldig. Der Gemeindevorsteher von Fotviga glaubte, ihn trübe der Schlag. Denn der einzuhühende Bahnhof war über Nacht verschwunden. Wie eine sofort eingeleitete Untersuchung ergab, hatten die neidischen Bewohner des Nachbarortes heimlich und leise in der Nacht, da die braven Fotvigarer sich am Elbowitz und anderen scharfen Getränken berauschten, den ganzen schönen Bahnhof abgerissen und auf einigen Geiragen davongeschaffen. Und die da Fotvigarer den Schaden hatten, brauchten sie für Epyot nicht zu sorgen.



Jahrtausendealte Freundschaft

Und wenn das Pferd tatsächlich in seinem Nutzen als Haustier vollständig durch die Maschine ersetzbar wäre, es würde dennoch nicht zum Aussterben verurteilt sein. Unsere Bindungen ans Pferd sind nicht nur materieller Natur, sind nicht nur mehrbar in der Pferdetraut. Ebenso wie in unseren Beziehungen zum Hund, sind wir auch mit dem Pferd seelisch verbunden.

Wir lieben den Stolz, die Raffigkeit und Schnelligkeit des Tieres, seine Kraft und seine Treue. Die schönste Luxusmaschine der Welt kann sich niemals mit der unvergleichlichen Vornehmheit eines Vierbeinigen messen. Dieser Adel des Tieres bleibt selbst noch aus dem Auge eines müden Droschkengaulers. Untrennbar aber bleiben immer und ewig Reiter und Pferd. Die Erzählungen, die von der Treue des Pferdes zu seinem Herrn berichten, sind Legion. Und ist es nicht des tiefsten Dankes wert, daß das Pferd als stiller Helfer in der Entwicklung der Menschheit eine bedeutsame Rolle spielte, ganz gleich, ob es den Acker urbar machen half, oder die Karren der wandernden Krieger zog, oder im Schlachtengetümmel seine Treue mit dem Tode besiegelte.

Friedrich Rückert hat dem Verhältnis zwischen Pferd und Mensch in seinem Werke „Erbauendes und Beschauliches aus dem Morgenlande“ in den Versen Ausdruck gegeben:

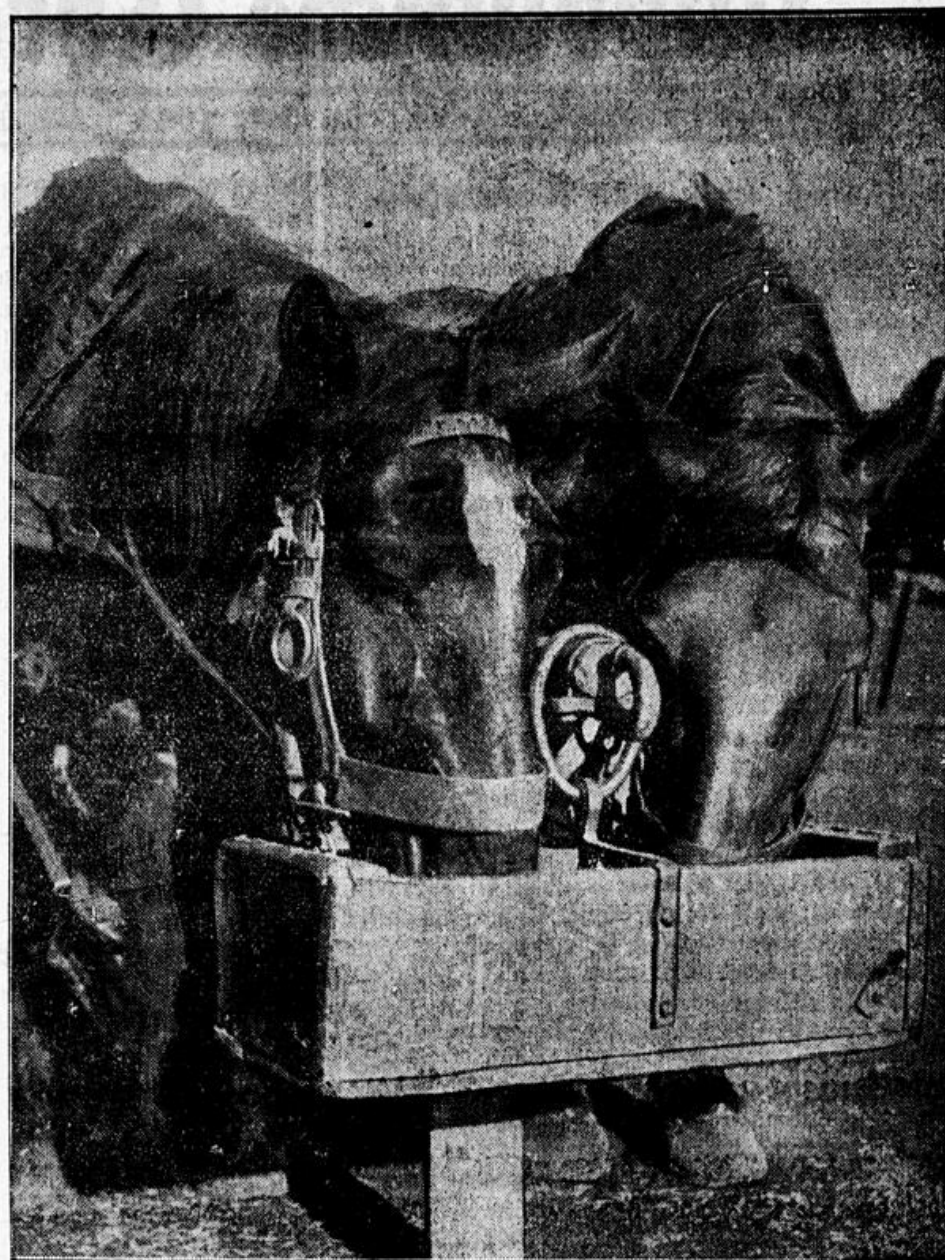
„Die Hündlein mit dem Schwanz weichen,

Um sich den Brocken zu erschmeicheln.
Wenn du dem Hengste Futter gibst, dem edlen,
Wenn er es nehmen soll, wagt du dazu ihn streicheln.“

Aber weit die Bindungen zwischen Mensch und Pferd die materiellen Bezirke weit überschreiten, wird das Pferd auch letzten Endes in vielen Beziehungen unersetzbar bleiben. Das erkennen wir allein an der zunehmenden Bedeutung gerade des deutschen Pferdesportes. Nicht die Zucht, nicht die Dressur allein vermögen zu Leistungen zu gelangen, wie sie unsere Reiter auf den internationalen Turnieren gezeigt haben. Zu solchen Siegen gehört das Verständnis zwischen Mensch und Tier. Nur derjenige Reiter, der dieses liebevolle Vernehmen seines Pferdes besitzt, vermag das Tier zu Höchstleistungen emporzutreiben.

Wir aber wollen, wo wir auch einem Pferde begegnen, an diese jahrtausendealte Freundschaft zwischen Mensch und Pferd denken. Aus diesem Gedanken heraus haben die Künstler auch das Pferd zu ihrem Lieblingsstier gewählt. Es besitzt die stolzeste und edelste Seele, die sich ganz im Ausdruck des Pferdekopfes widerspiegelt, und man darf fast ohne Einschränkung sagen, daß um dieses Ausdrucks willen der Pferdekopf für den Künstler porträtfähig geworden ist.

J. B.



Nach gelauer Arbeit!

Photo: Emil Engel.

Das Pferd als Symbol

Der Germane züchtete den besten Hund und das edelste Pferd. Die englischen Parforcejagden mit den klaffenden Meuten sind berühmt, die deutsche Pferdezucht ist ebenso vorbildlich wie die deutsche Reitkunst. Der Römische hingegen liebte die Stute und das edle Raubtier. Er erschuf die schönsten Werke für sie.

Ist dies Zufall? In der Vorliebe für ein bestimmtes Tier zeigt ein Volk seine Wesenart, denn das Tier ist ja nicht nur Begleiter, es ist die Verkörperung eines Ideals, und das Pferd, edel und breitbrüchig, ist das Bild von Kraft und Schönheit zugleich. In dem Mythos vom Zentaur liegt ein Wunschbild verborgen: der Leib des Menschen in der Vereinigung mit dem des Pferdes. Diese ungeheuer fähige Vorstellung, Geist mit Kraft, Mut mit Schnelligkeit gepaart, ist die höchste Form, die erdacht sein kann. Der Zentaur wagt den Kampf mit den Göttern!

Unsere ältesten germanischen Sprachdenkmäler bezeugen die mythische Liebe zum Pferd. Der zweite der Merseburger Zaubersprüche, nach 900 entstanden, schildert uns, wie Wotan und Wol zu Holze fuhren. Da verrennt sich das höhlen Walder den Fuß, und nun werden alle Götter beschworen, dieses Übel wieder zu beseitigen. Der Blutspruch wird gesprochen, der das Fohlen heilen soll:

den zi bena, blut zi bluoda.
Wein zu Weine, Blut zu Blute.

Über jener Pferdefegen aus dem 12. Jahrhundert; er berichtet, wie ein Mann den Weg entlang geht, sein lahmes Pferd hinter sich herführend. Da wird ihm geraten, es bei der Flanke zu ziehen, ihm ins Ohr zu räumen und ihm auf den rechten Fuß zu treten — und die Verheilung soll befohlen sein. Diese germanischen Tierlegen kannte man überall, und ein geschickter Griff dazu half wohl meistens dem kranken Tier. Es gibt Segen für Hunde, für Vögel, aber vor allem für Pferde, man erbe sie fort und erzählt von ihrer wunderbaren Heilkraft. Wie dabei aufgeschritten wurde, wissen wir von jenem Eber, der Führe wie Fudermaße gehabt haben soll, der Vorsten wie Forste hoch besaß und dessen Hauer zwölf Ellen lang gewesen sind!

Aber das Pferd war ja nicht Haustier von Beginn an. Wie heute noch in Westfalen wilde Pferde gehalten werden und nur nach aufregender Jagd mit dem Lasso zu fangen sind, so lebten damals die Herden wild, und wir wissen heute, daß eine der bemerkenswertesten Stufen der Kultur mit dem Augenblick begann, wo der Mensch das Pferd fing und bändigte. Gewiß war es nur ein Anfang, der den frühen Menschen zu diesem Gang trieb. Aber etwas ganz Neues entstand mit der Fähigkeit, große Entfernungen schnell zu überwinden: ein neuer Begriff von Eroberung und Grenze und Macht.

Von Dschingis Chan, dem größten Herrscher im Mittelalter, der ganz Asien unterwarf und mit seinen ungeheuren Reiterheeren Deutschlands Obergrenze beinahe überrannte — von diesem Dschingis Chan sagt man, er sei in einem reichen Pferdejahr geboren und mit Stutenmilch gesäugt worden. Von dem ersten Begleiter eines wilden Hengstes bis zu diesem asiatischen Chan läuft eine folgerichtige Linie:

die Erstürmung und Überflutung der Welt durch die Leiber der Pferde...

Chinesen und Babylonier, Ägypter und Griechen und Römer bedienten sich des Pferdes. Ausgegangen ist die Pferdehaltung von den indogermanischen Völkern. Ihnen diente es zuerst — und das ist bezeichnend für die Einschätzung des Pferdes — zum Ziehen des Göttergerätes, des Wagens. Es war der Sonne heilig, die man sich als im Wagen über den Himmel fahrend dachte, und deren heiligen Wagen man leer oder mit einem Fohlen bei Festen von heiligen weißen Pferden ziehen ließ. Weiße Pferde zeichneten sich nach dem Glauben des Altertums durch besondere Schnelligkeit aus. Die Pferde hielt man in heiligen Bezirken, wo man aus ihrem Verhalten Orakel gewann. Pferde galten als zukunftsstimmig und zukunftsstimmig, ihre Köpfe schützten gegen Zauber und Dämonen, und sie dienten auch selbst als Opfer. Sogar bei Seesoldaten, bei denen oft der Sonnengott als zu Schiff über Meer fahrend gedacht wurde, gefüllten sich die Pferde auch den Meeresgöttern zu. Das Pferd ist das Symbol der Schnelligkeit und der Stärke, und so erscheinen Kriegsgötter auf Wagen und später als Reiter.

So war es im Orient, so bei den Germanen. Sie hielten sich heilige weiße Pferde, die niemand oder nur ein Priester oder König fahren oder reiten durfte. Auf weissem Pferde umritt der König oder Priester Thingstätten, Fehder, der König dieses Reiches, und verschiedenen Gottheiten opferten sie Pferde, so wie sie fast alle Götter gelegentlich beritten erscheinen ließen.

Nach den Pferden, die einer besaß, wurde nicht nur sein Reichum, nein, seine Kampfeskraft und seine Würde beurteilt. „Hufschlag im Blut“, wie durchzieht er die Völkerverwanderung, wie bestimmt er das Mittelalter! Raubfresser, Erjagen, Erobern, Bandern. Das Pferd ein Haustier? Das Pferd ein Begleiter, ein Beschützer, ein Freund? Mehr noch. Das Pferd ein Symbol. Der steigende Hengst, das Wappen eines jungen Volkes.

Das war damals. Wird heute der Motor, der „technische Krieg“, das Pferd verdrängen? Die Lösung dieser Frage kann niemand voraussagen. Aber wir wissen, daß dies nicht nur eine Sache des Konfliktkampfes, der größeren Leistung sein wird. Das Pferd ist der älteste Zeuge unserer Kultur. Wir wollen reiten, denn der Mythos des Trabes liegt uns mehr im Blut als der Takt des Motors. Wir wollen das Wertvollere, unsere Verwandtschaft mit dem Lebendigen nie vergessen; es hat Kulturen gegeben, die daran zugrunde gingen. Wer ist schon einmal tagelang geritten? Es ist unbefriedigend. Von einem unserer führenden Denker ist kürzlich die Frage gestellt worden, wer Kultur habe. Und er beantwortete sie so: Wenn ein Mensch, vertraut mit den Erkenntnissen seines Volkes, ständig zum Ausbruch bereit, nicht mehr benötigt, als sein Pferd tragen kann.

Drei Begegnungen mit Smut

(Fortf. und Schluß aus voriger Nummer.)

Minloo winkte ihnen von der Straße aus nach. Neben ihr im „Klapperkasten“ saß der Beduine. Sie durchquerten einige Eingeborenenhöfe. Grit wollte schon eine Volksmenge knipfen. Ihr Begleiter wehrte ab: „Oh, Mylady — viel Schöneres noch kommen. Fantasia wird werden sehen — nur nicht dürfen knipfen. Verheben uns bei Pyramiden.“

Grit wußte, daß es so gut wie unmöglich sei, den religiösen, eifersüchtigen Ritt der Beduinen auf die Platte zu bannen. Sie lieberte dem Augenblick entgegen. Der Führer erklärte ihr, daß der große Augenblick bei aufgehender Sonne kommen werde. Darum mußten sie ein Lager umfahren und sich in einer der Höhlen des Cheops-Pyramiden verborgen halten. Das Auto wurde zwischen einigen herabgehängten Blöden vor neugierigen Blicken verborgen. Dann begann der Aufstieg.

„Hier kann ich nicht mehr knipfen!“ murmelte sie.

„Wir sind schon da!“ Er schob eine Steinplatte zur Seite: Ein kleiner Raum war mit Teppichen und Sitzkissen vorbereitet. Der Beduine rief sich die Hände. „Hier immer Weiße warten auf Fantasia. Wenn ich werde verraten, Hauptling mir läßt abhaken den Kopf. Fräulein hier warten — ich jagen Nachricht, halten Wache.“

Plötzlich erstaunlich energisch, schob er sie in den Raum und drückte die schwere Platte wieder vor den Ausgang. Nur oberhalb des über mannshohen Verschlusses gab es einen kleinen Lichtschein und Luftzufuhr. Es wurde Grit unbegreiflich, aber sie hatte mancherlei Abenteuer mit farbigen gut bestanden und erinnerte sich auch daran, unter dem Schutz des Polizeiherrn zu stehen. Es wurde nach und nach dunkel. Mühsam nur erhielt sie sich aufrecht — und dann merkte sie, daß der helle Schein des Tages aufstieg. Die Sonne mußte draußen glücken. Aber kein Beduine öffnete. Grit versuchte die Platte beiseite zu wälzen. Der gewaltige Stein rührte sich nicht.

Der mutigen Bildreporterin, die weder in Schanghai in einer Opiumhöhle noch im japanischen Hafenviertel umgekommen war, wurde langsam zu Mute. Hunger und Durst hatten Ausmaße angenommen, die sich nicht mehr ertragen ließen. Sie tobte, schrie, ja, sie weinte, obgleich sie während die Zähne zusammenbiß. Es wurde wieder Nacht und wieder Morgen, und dann fiel sie langsam vor Erschöpfung zusammen. Die ersten Worte, die Grit hörte, waren:

„Schweßer, etwas Eis...“ und ein Murren von Smut Minloo. Sie schlug die Augen auf. Sofort ließ sie die Lider wieder fallen. Es war wohl ein Traum? Ein Krankenstimmer, eine Schwester mit Haube und Smut Minloo, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen. Mit bebenden Worten drang er in ihr Bewußtsein.

„Die Kosten für die Polizeiexpedition zur Pyramide müssen wir natürlich von Ihrem Honorar absetzen. Da, der richtige Führer kam zehn Minuten später, als Sie schon fort waren. Zuerst glaubte ich an einen Irrtum. Nach zwei Tagen wurde ich unruhig. Der Polizeichef stellte fest, daß er nur einen Beduinen gesandt hatte — den zu spät gekommenen. Den anderen kannte er nicht. Sie suchten die ganze Gegend ab. Im Zeltlager gab man uns den Wind, Ihren Wagen im Geröll zu suchen. Als wir ihn eben gefunden hatten, kam ein Bote vom Hotel, der Führer wollte mich sprechen. Ich fuhr zurück. Er verlangte Lösegeld — er hatte unter Gespräch mit dem Polizeichef von einem Eingeborenen erfahren und wollte tausend Dollar haben oder, wie er sagte, Sie umbringen. Trotz seiner Verhaftung schrie er wie das Grab. Nach zwölfstündiger Suche fanden die Polizisten Ihr Versteck. Man trug Sie hinaus, und jetzt sind Sie im Spital. Nicht sprechen! Ich komme morgen wieder, und dann wird alles gut.“

Das war Grits dritte Begegnung mit Smut Minloo. Ihr wurde klar, daß sie das Abenteuer kaum überstanden hätte, wenn er ihr nicht von Algier nach Kairo nachgereist wäre. Deshalb ließ sie sich bewegen, als er kurz meinte, nun sei es soweit, die beiden Konsuls bezüglich der Trauung zu befehlen, da zu sagen. Sie betonte, daß sie nur aus Dankbarkeit da sage — aber Smut schloß ihr mit einem Fuß den Mund und sagte: „Dann liebe ich Dich eben noch mehr als ich's ohnehin tue. Solange, bis Du Deine Worte zurücknimmt!“ — „Doch“, lachte sie, „nehme ich sie nie mehr zurück! Denn so geliebt zu werden ist schön!“

Technik.

„Die Maschinen machen die Menschen von Jahr zu Jahr überflüssiger! Einmal schönen Tages wird es so weit sein, daß man nur auf einen Knopf zu drücken braucht, und alles andere wird von der Maschine erledigt!“

„Ja... aber wer soll dann auf den Knopf drücken?“

Praktisch.

„Und Sie wollen behaupten, daß Sie mit Ihrem Kleinauto jede Steigung nehmen? Natürlich, ich nehm's auf den Buckel.“

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Bacchischen zur Sommerzeit



Die gegenwärtige Mode, die das jugendliche und Anmutige sehr betont, kommt vor allem in der Kleidung unserer jungen Mädchen zum Ausdruck. Man verzichtet beim malsgelben oder lichtblauen Sportkleidchen gänzlich auf Zierat und begnügt sich mit einem sehr schlichten, schlanken Schnitt, der die modischen, angeschnittenen Ärmel verrät, mit einigen Steppnähten, einem dunkleren, schmalen Ledergürtel und ebensolchen Knöpfen.

Was braucht das junge Mädchen sonst noch? Ein einfaches Kostüm, dessen Rock durch sportliche Westen und Pullover ergänzt wird, das mit einem sehr breiten, farbigen Ledergürtel immer wieder eine neue Note gewinnt und in Verbindung mit einem schlichten, duftigen Blüschchen aus Organdy stets „gesellschaftsfähig“ wirkt. Für den Sommer genügt im übrigen auch an Stelle des Kostüms ein Leinenrock, der durch einen weiten sportlichen Mantel im schwarzweißen Fadencaro ergänzt wird. Für den Nachmittag und den kleinen Tanzabend ist das zierliche lichtblaue Seidenkleidchen mit den dunkelblauen Punkten und dem doppelten, weißen Organdykragen besonders kleidsam.

Kühle Wohnung, frische Speisen

trotz der drückenden Hitze

Man hört manchmal von Dollarmillionären, die sich für die heiße Jahreszeit gleich der Luft- oder Wasserheizung im Winter eine ähnliche Kälteheizung für den Sommer anlegen lassen. Und wenn die Hitze gar so drückend ist, denkt man gewiss ein wenig sehnüchlich an diese Möglichkeiten.

Aber auch mit wenigen Kosten, mit ein wenig Sorgfalt und Nachdenken allein kann es der Hausfrau schon gelingen, die Wohnung in heißen Tagen kühl zu halten. Da ist es erste Voraussetzung, das Nachts alle Fenster so weit als möglich zu öffnen, sämtliche Türen durch Fußmatten oder Stühle zu sichern und die frische Nachtluft durch die ganze Wohnung streichen zu lassen. Im ersten Morgenstrahl gilt es dann, die Fenster auf der Sonnenseite zu schließen und dicht mit Vorhängen abzukleben. Hat man das Glück, auch auf der gegenüberliegenden Hausseite, also über den Flur oder ein Durchgangszimmer hinweg, noch Fenster zu besitzen, so darf man sie geöffnet lassen, bis die Sonne herumwandert. Es strömt stets genügend Frischluft durch die geöffneten Verbindungstüren herein, und die Temperatur steigt nicht merklich.

Soll besonders wirksame Abkühlung erzielt werden, so stellt man große Bannen auf, mit kaltem Wasser und einem Schuß Essig gefüllt. Außerdem spannt man nasse Tücher zwischen die geöffneten Fenster, doch sollen diese Tücher, um wirksam zu sein, möglichst die ganze Scheibenbreite bedecken.

In Krankenzimmern empfiehlt es sich, häufiger feuchte Tücher kräftig auszuschilagen, das nimmt der Luft viel von ihrer Hitze und Trockenheit. In der Küche wird man sehr oft nach aufwischen und dafür Sorge tragen, daß stets frische Luft Zutritt hat, beispielsweise durch Einlegen von Gaze-fenstern, die die Insekten abhalten, ohne den Durchzug der Luft zu hindern.

Auch das Kühlen von Speisen ist für alle die, die keinen Eisschrank besitzen, kein unlösbares Problem. Kühle Wirkung hat beispielsweise in hohem Maße in Wasser aufgelöster, pulverisierter Salmiak, der in einem Blechbehälter Aufnahme findet. Flaschen und Krüge umwickelt man mit Tüchern, die durchnäßt sind mit einer Flüssigkeit, die aus gleichen Teilen Spiritus und Milch besteht. Schnelle Abkühlung erfolgt, wenn man Gefäße in eine Schale mit kaltem Wasser unter den laufenden Hahn stellt. Das Wichtigste ist bei allen Vor-schriften, daß die Kühlung nicht nur von unten und von den Seiten aus erfolgen soll, sondern vor allem auch von oben. Hat man also ein wenig Eis, so soll man es nicht allein rings um die kühl zu haltenden Dinge legen, sondern auch auf ein Gefäß oben darauf. Das gilt beispielsweise auch für Bowlen, die um so rascher und sparsamer kühl zu halten sind, wenn man sie auf geschüttelte Weise mittels einer darauf gestellten Schale voll Eis abkühlt. Hat man feststehende Gefäße oder geschlossene Flaschen, so läßt man natürlich das Kaltwasser von oben darüberströmen.

Die Behandlung von Eischränken ist nicht ganz einfach. Häufig sieht man alte, stark mitgenommene Schränke, deren Blech-einfache schadhast sind und die mit ihren rostigen Teilen und schmutzfangenden Ecken Brutstätten von Bakterien sind. Nur blüh-saubere Eischränke können ihren Zweck, Speisen im Sommer kühl und keimfrei zu halten, erfüllen. Neben den automatischen Eischränken haben sich in jüngster Zeit bei Leuten mit größerem Geldbeutel Kühl-anlagen bewährt, die mit dem elektrischen Netz verbunden sind und gleichzeitig in ihren Wasserbehältern noch Eis erzeugen.

Vorbildung kann ihr natürlich nur von Nutzen sein.

Der Reichszusammenschluß national-sozialistischer Frauenschulen für Volkspflege hat etwa 30 Schulen zusammen-gefaßt, die in etwa zweijährigen Kursen die Ausbildung für ehrenamtliche Mit-arbeiter auf den verschiedensten Gebieten der Volkspflege und sozialen Hilfe geben. Diese Schulen bilden gleichfalls junge Mädchen zur Krankenfürsorge aus, nach-dem die Schülerinnen ein praktisches Jahr in einem Krankenhaus unter Anleitung einer erfahrenen Krankenhäuspflegerin ab-gelegt haben.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Etwas über Gesichtsmassen.

Erstes Gebot! Gesichtsmassen selten an-wenden — nicht öfter als alle vierzehn Tage! — und dann richtig. Zum Auftragen der Masse eine besondere, halbweiße Bürste verwenden, die sehr rein gehalten und nur zu diesem Zweck verwendet wird.

Gegen großporige Haut eine Eiweiß-packung. Eiweiß wird schaumig geschlagen und mit ein paar Tropfen Zitronensaft und Kamferwasser vermischt, sehr dünn aufgetragen, zwei-, dreimal hintereinander. Nach dem Erstarren wie eine Masse von der Haut abziehen.

Während jeder Packung ausgestreckt und gelöst in völliger Entspannung ruhen, nach jeder Packung die Haut mit reiner Petroleumseife sorgfältig nachbehandeln, ohne die aufzutragen.

Für Schnellwirkung eine Eispackung: Mullstücke von der Größe des Gesichts mit kleinen Eisstückchen füllen und auf-legen, während man ringsum Hals und Gesicht durch Handtücher schüttelt und abdeckt. Nicht länger als acht Minuten.

Dienst an der Gesundheit des Volkes

Frauenberufe mit sozialem Hintergrund.

(Fortsetzung.)

In der Mäterschule bietet sich beruflich erfahrenen Frauen Gelegen-heit zu tätiger, aufbauender Hilfe an der Gesundung des Volkes. Lehrkräfte an Mäterschulen, die Unterricht in Säug-lingspflege erteilen wollen, brauchen eine zweijährige Ausbildung zur Säuglings-pflege, die Krankenpflegerin kann in ihrem Fach gleichfalls unterrichten, die Ärztin kann unterweisen im Gebiet der Frauen- hygiene und Frauen-, sowie Kinderkrank-heiten. Für Erziehungsaufgaben und Unterricht in Jugendberufshilfe ist die Jugendleiterin geeignet. Mit Ausnahme der Jugendleiterin, die nur in Ausnahme-fällen noch zu besonderen Kursen heran-gezogen wird, bedürfen die Lehrkräfte an Mäterschulen noch einer Einführung in ihre besonderen Arbeitsgebiete an den Mäterschulen.

Die Gesangsbeamtin wird in zwei Lehrgängen von je dreimonatiger Dauer vorbereitet. Dazwischen liegt eine

praktische Beschäftigung im Aufstiegsdienst. Die Ausbildung umfaßt alle Zweige des Erziehungsdienstes. Zum anschließenden Probejahr werden Frauen zwischen dem 23. und 35. Lebensjahr zugelassen, die All-gemeinbildung und berufliche Vorbildung nachweisen können, wie Kranken- oder Erzieherinnen, Wohlfahrtsarbeiterinnen, Erziehungs-dienst oder andere soziale Tätigkeit.

Die weibliche Kriminalbe-amtin braucht das Zeugnis eines Exzums, oder als Volksschülerin Able-gung einer schulwissenschaftlichen Prüfung. Sie muß das Alter von 20 Jahren erreicht haben und zwei Jahre ausgebildet werden, bevor sie in ihre Tätigkeit bei gefährdeten Kindern und weiblichen Jugendlichen hincinwächst.

Die Hebamme absolviert eine Aus-bildungszeit von anderthalb Jahren in einer Hebammenlehranstalt. Sie legt nach dieser Ausbildungszeit ein staatliches Exa-men ab, das sie ermächtigt, ihren Beruf auszuüben. Krankenpflegerische und soziale

Achtung, Hausfrau!

Erfrischungsgetränke für heiße Tage

Zitronenmilch. Auf ein Viertelliter frische Milch gibt man den Saft einer Zitrone und schlägt die Milch so lange mit der Gabel, bis sie gleichmäßig geronnen ist. Dann füllt man sie mit Zucker, Vanille-zucker oder Honig nach Geschmack.

Eiscremelimonade. Auf ein Glas rech-net man zwei Eßlöffel rohen oder gekoch-ten, süßen Fruchtsaft, den man mit eben-soviel diesem, süßem Rahm mischt, gut ver-rührt und so viel Mineralwasser dazu-sprudeln läßt, bis das Glas gefüllt ist. Eisstückchen hineingeben.

Fruchtmilch. Hierzu eignen sich alle Reichfrüchte wie Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, süße schwarze Kirichen, Pfir-siche. Die reifen Früchte werden durch ein Sieb getrieben und je ein Drittel Frucht-

masse (nebst Saft) mit zwei Drittel Milch ergänzt, die man nach Belieben mit Va-nillezucker oder Honig süßt. Mit Eis-stückchen und Strohhalm anrichten.

Erfrischungssteer. Aromatischer, nicht zu harter Tee wird gezuckert und kalt gestellt. Er erhält einen Zusatz von Zitronensaft und Himbeersaft — ein Teil zu zwei Teil-en —, aber auch andere Fruchtsäfte sind wohlschmeckend in diesem Erfrischungsge-trränk, das auch Kindern bestimmt ist.

Mandelmilch. Für ein Glas Mandel-milch werden 30 Mandelkerne gebrüht und abgezogen. Bittere Mandeln müssen aus-geschieden werden. Nun zerstoßt man, nach Erkalten, die Mandeln zu feinem Brei und füllt unter Rühren ein Glas kaltes Wasser hinzu. Nach dem Passieren durch ein feines Tuch wird ein Löffel süße Sahne binzu-gefügt. Diese Mandelmilch kann noch ver-feinert werden durch Zusatz von Fruchtsaft.

Paradiesstrahl. Wir nehmen den Saft von drei Apfelsinen, einer Grapefruit und einer Zitrone, eine halbe Tasse Ananas-saft, gewiegte Kotosnussstückchen, einige eingemachte Kirichen und drei Tassen Wasser. Man löst den Zucker in dem Wasser und läßt die Lösung einmal auf-fochen, dann abkühlen. Inzwischen mischt man alle weiteren Zutaten mit den fein gewiegten Kirichen und der in Stücke ge-schnittenen Ananas und gibt die Zucker-lösung darüber. Gut vermengt, auf Eis gefüllt, reicht man das Getränk in flachen Schalen mit kleinen Diskuits.

Was tut man bei...

Gallenreizung?

Gallenreizung wirkt sich in Schmerzen aus, die rechts vom Magen liegen. Wenig essen, dafür viele heiße Getränke, besonders Pfefferminze, Pfefferminze und eine warme Gummiflasche auf die schmerzende Stelle, dann schwinden die Schmerzen — wenn es sich nicht um ein schon tiefer sitzendes Lei-den handelt.

Gautjucken?

Einen Umschlag mit Essigwasser auf-legen, nicht fragen, da sich sonst leicht ein Ekzem bildet. Ernährungsstellung, Reinigung nur mit Öl, ohne Wasser.

Das praktische Heim

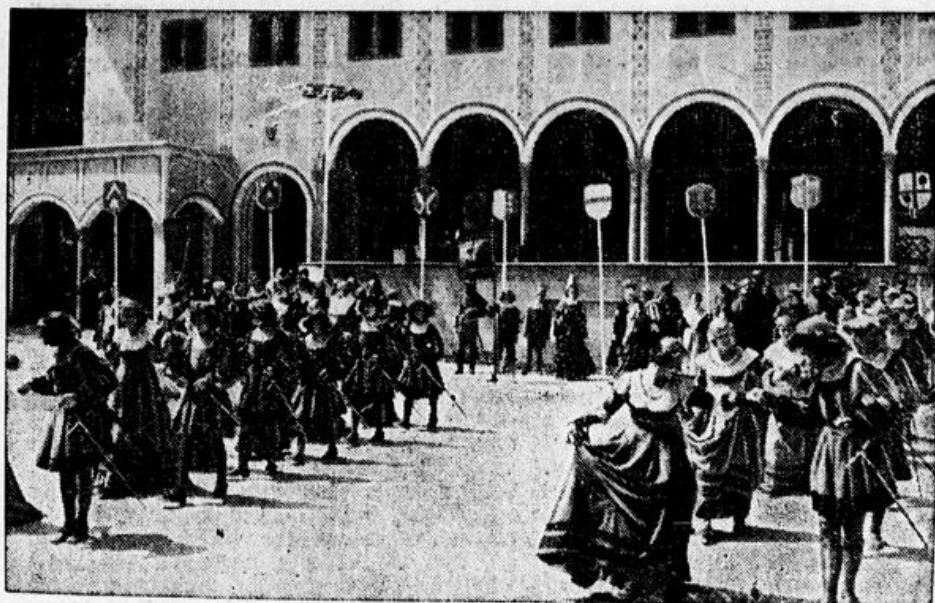
Wie schickt man „ihn“ auf die Reise?



Praktisch und leicht ge-kleidet, mit wenig Gepäck, so möchte man den Herrn auf die Reise schicken. Da sind für die Tage der Erholung in der heißen Julisonne eine weiße Leinenjacke, ein Leinenhut und ein dazu passender Binder aus Leinen mit Seide unent-behrlich. Genuß des Bades wird erhöht durch praktische Klei-dung: Ein Anzug, dessen Ober-und Unterteil durch Reißver-schluß miteinander verbunden sind, ist leichter zu wech-seln. Und die unentbehrlichen Kleinigkeiten, wie Schlüssel der Kabine, Uhr, Taschenkamm, Taschentuch, Geldbörse und Zigarettenetui, sind sicher und wasserdicht in einem winzigen Taschchen untergebracht, das am Gürtel des Schwimm-anzuges befestigt ist. Und dann die Kleinigkeiten: ein Rasier-apparat für die Westentasche, eine Brieftasche größerer For-mats, die alle wichtigen Reise-papiere aufnimmt, ein flaches, unzerbrechliches Zigaretten- und Zigarrenetui, ein Tabaks-beutel, in dem auch die Pfeife verborgen wird, zu-sammenlegbare Hosenspanner und Zahnbürsten, sogar ein Fernrohr im Taschenformat und alle sonstigen Reise-artikel in praktischen Formen mit Reißverschluß. So kann man „ihn“ schon unbesorgt auf Reisen schicken...

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



400 Volksgenossen spielen „Agnes Bernauer“
Der Tanz der Jünste und Geislechter in Augsburg, eine Szene aus „Agnes Bernauer“ im Heidenheimer Naturtheater. In dem herrlich beim Schloß Hellenstein gelegenen Heidenheimer Naturtheater werden seit nunmehr 12 Jahren wertvolle Stücke deutscher Dichter zur Aufführung gebracht, die jährlich 40 000 bis 50 000 Besucher begeistern.



Zur Aufführung des Schauspiels „Stedingsche“
Die Thingstätte Bockholzberg bei Bremen, wo am Wochenende die Erstaufführung des Schauspiels „Stedingsche“ stattfindet.



Das Cape wird wieder modern.
Die neue Modellschöpfung für den Herbst besteht aus Rod, Rade und Cape von verschiedenem Gewebe. Das abknöpfbare Cape hat Schlitze für die Arme und ist am Hals mit großen Hornknöpfen verziert. Dazu wird ein weicher Filzhut getragen.



Jung-Faschisten im Manöver
Das Manöver der Militärschule für Jung-Faschisten in Rom wurde mit Tanks und Artillerie unter Leitung des Generalsekretärs der faschistischen Partei, Starave, durchgeführt.



Die jüngsten Hochzeitsgäste schließen Freundschaft
Eine Aufnahme von einer Bauernhochzeit im Schwarzwald.

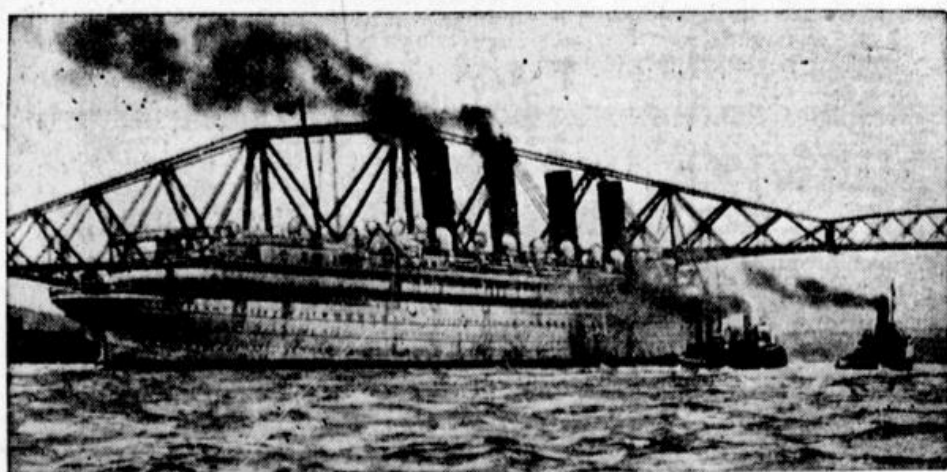


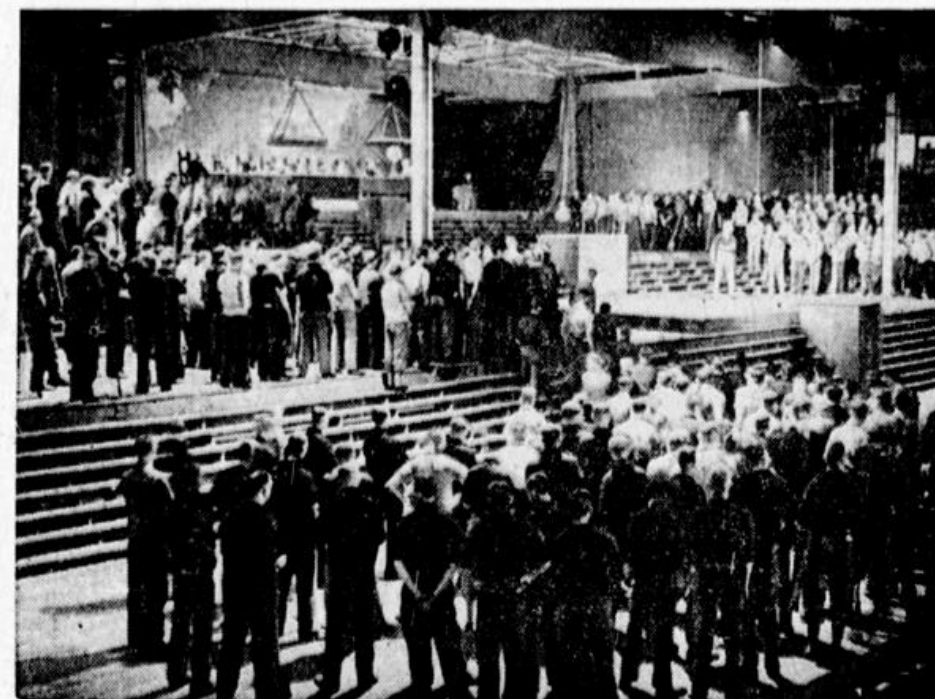
Bild unten links
Hier ist gut rasten.
Motorrad-Rast auf den Höhen des Schauinsland im Schwarzwald.



Bild links:
Besinnlichkeit am Straßenrand
Ob er den ersten Sinn der Arbeit dieses Pflastermannes schon erfasst hat — oder denkt er an das Spiel mit seinen Bausteinen zu Hause?



200 Mitwirkende bei der Festspielaufführung in der Hanseatenhalle
Das in dem Preisarschreiben der Deutschen Arbeitsfront mit dem 1. Preis ausgezeichnete Massenschauspiel „Deutsche Heimkehr“ von Wilm Geier wurde in der Hanseatenhalle in Hamburg uraufgeführt. Es wirkten 2000 Laienspieler und 30 Schauspielers mit. Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus der 5. Szene. Im Hintergrund die Konferenz der Geldherren mit der symbolischen Waage, vorn die Arbeitslosen.



Spielplatz der Jugend

Jugendherbergen ein Kulturfaktor

Eine erdverbundene Jugend tut not

Die geeinte, bündische Jugend, die Hitler-Jugend, die Schuljugend, Jugendliche, die den Sonntag „auf Fahrt“ verbringen wollen, sie alle sind ständige Gäste der Jd., der deutschen Jugendherbergen. Sie haben es im Lauf der Jahre gelernt, sich dem Geist der Herberge zu fügen, sie wurden „günstige“ Wanderer. Die wenigen, die sich nicht eingelebten, wurden sehr schnell abgestoßen oder blieben allmählich von selbst fort.

Alle anderen aber bilden die große Gemeinde der Gäste, die an jedem Wochenende zu allen Festen, in allen Ferien die Herbergen besuchen. Natürlich merkt man auch im Herbergswesen die Not der Zeit. Dennoch ist der Rückgang in den Mitgliederzahlen immer noch gering. Zu tief wurzelt schon das Bewußtsein im Volk, daß Erdverbundenheit unserer Jugend fehlt und ihr durch Wanderungen wieder errungen werden muß, als daß wirtschaftliche Not imstande wäre, eine solche Bewegung zu droffeln.

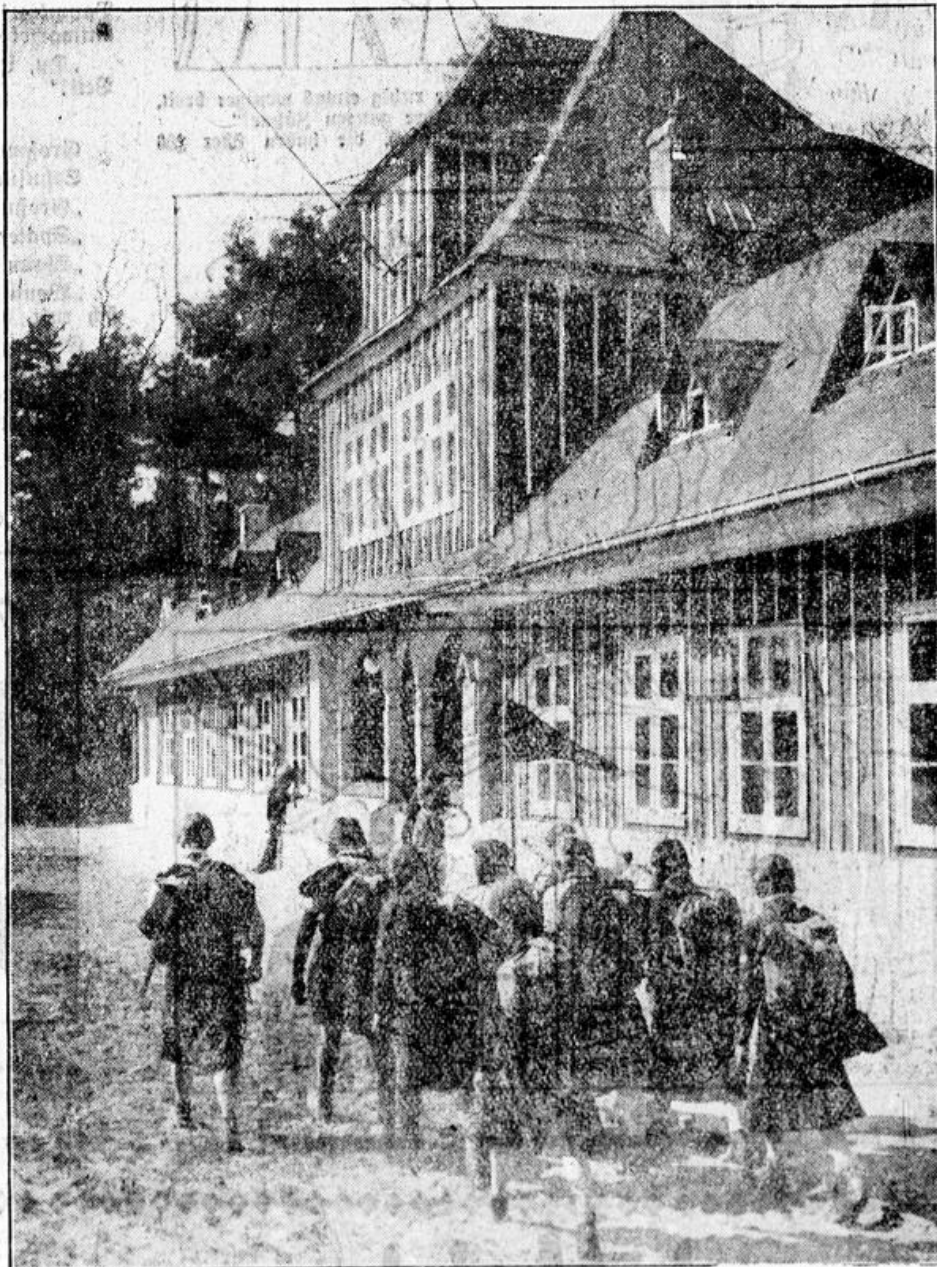
Im Jahre 1932 sank die Zahl der ständigen Mitglieder von 131 461 auf 127 475. Die Zahl der Ortsgruppen dagegen stieg von 1082 auf 1117. Der wirkliche Rückgang in der Mitgliederzahl war noch etwas stärker. Er wurde aber auch in dieser schweren Zeit durch Neuanmeldungen zum Teil eingestrichen.

Bisher gelang es dem Jugendherbergswesen in jedem Jahr, 50 bis 60 neue Jugendherbergen einzurichten. Der kulturelle Wert, der in einem genauen Kennenlernen der Heimat liegt, ist erkannt und soll in vollem Umfange ausgebaut werden. Man kann erst dann wirklich mit seiner Heimat verbunden sein, wenn man sie kennt. Nicht nur von der Eisenbahn, vom Auto, von gepflegten Straßen und schütterten Spaziergängen her. Sondern von weiten Märchen bei der aufgehenden Sonne, durch Feld und Wald nur nach der Himmelsrichtung und nicht nach dem Wege. Wenn man die Landschaft wirklich kennengelernt hat und in ein bestimmtes Verhältnis zu ihnen gekommen ist, kann man erst sagen, man kennt die Landschaft, man ist mit ihr verwachsen.

Man muß erst in die Irre gegangen sein, um die wahren Schönheiten fern vom Wege aufzuspüren, man muß erst den ganzen Tag „getippelt“ sein, um das Hochgefühl zu kennen, das das „Jd.“ im Dreieck auszulösen vermag. Kein Hotel, und sei es noch so komfortabel, wird

mit soviel Jubel begrüßt wie die Jugendherberge von einer Schar, die nur noch einen Wunsch kennt: Ruhe.

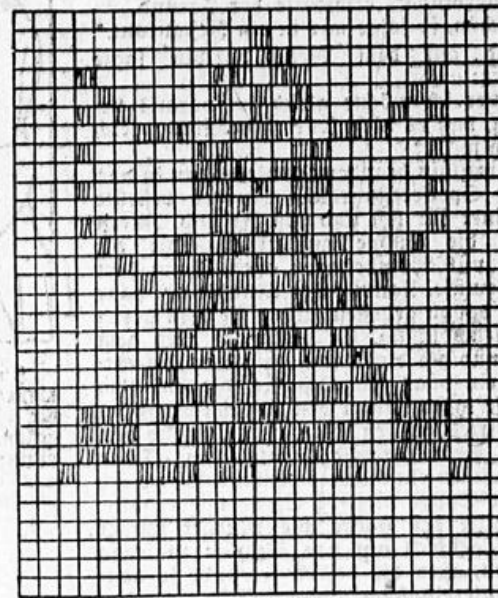
Hat man es sich dann aber heimisch gemacht, sitzt man um einen großen Tisch im Tagesraum, dann kann niemand ins Bett finden. Es ist viel zu gemütlich, als daß man sich fortzuziehen möchte. Der ganze „Zupf“ wird durchge-



Handarbeits-Ecke

Filet, Kreuzstich, Häkeln — alles eins

Die Vorlagen zum einfachen Filetstich, zu Kreuzstich und zur Häkelarbeit können für alle drei Arbeitsvorgänge gleichermaßen gebraucht werden. Auf dem kleinen Muster, das wir euch hier geben, rechnet jeder schraffierte Feld für eine Stoppe oder ein Kreuz oder vier Stäbchen. Wie man Filethäkelt, wißt ihr doch? Man häkelt eine Reihe Luftmaschen und darauf zurück



mit einer Reihe fester Maschen — das ist der Rand. Wenn man nun mit dem Muster beginnt, und nur offenen Filetgrund zu häkeln hat, arbeitet man immer ein Stäbchen, zwei Luftmaschen, ein Stäbchen zwei Luftmaschen usw., wodurch die offenen Quadrate entstehen. Beginnt nun das Muster, so füllt man das Quadrat, indem man anstatt der beiden Luftmaschen zwei Stäbchen arbeitet, wodurch also vier Stäbchen hintereinander zu arbeiten sind. Es ist darauf zu achten, daß Stäbchen immer auf Stäbchen steht und der Filetgrund also gewahrt bleibt.

Dapageien im Leihhaus

In Paris hat ein Sonderling ein Leihhaus aufgemacht, in dem lebende Vögel jeder Art beliehen werden. Der seltsame Vogeliebhaber erklärt, damit das beste Geschäft zu machen, da einerseits heute viele Leute sich von ihren geliebten Tieren trennen müssen, um wenigstens vorübergehend etwas Geld zu bekommen, andererseits der Vogelmarkt durch die schlechte Konjunktur noch nicht gelitten hat, denn nun haben sich Leute, denen ein Hund oder eine Katze noch zu teuer ist, gern ein Vögelchen, dessen Erhaltung im Monat nur wenige Sous kostet. Am Tage der Eröffnung wurden dem Leihhausbesitzer nicht weniger als 40 Kanarienvögel, 8 sprechende Dapageien und 14 verschiedene Singvögel ins Haus gebracht, für die er rund 450 Francs gab.

Wollenn wir mal langsam?

Fehler.

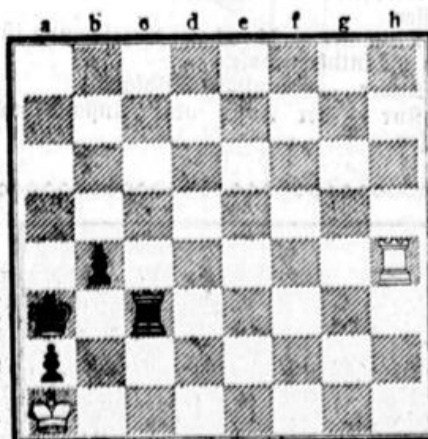
„Mir fehlt ein Knopf an der Weste.“
„Und mir ein Anzug am Knopf.“

Angellaster: „Ich bitte noch einmal kurz ums Wort, Herr Vorsitzender.“

Richter: „Gut, aber lassen Sie sich wirklich kurz und fassen Sie die reine Wahrheit — alles andere ist Sache Ihres Verteidigers!“

Schachaufgabe

Netze



Weiß zieht und macht Unentschieden

Eine schwierige Endspielstudie

Kontrollstellung: 6 Figuren. Weiß: König a 1, Turm h 4. — Schwarz: König a 3, Turm c 3, Bauer a 2, b 4.

Getäuschte Hoffnung.

Eine Dame, die einen ausgezeichneten Briefstil schrieb, hatte eine postlagernde Korrespondenz mit einem Herrn aus derselben Großstadt. Da ihre früheren Briefe, unter die ganze zu kommen, selbsteingelassen waren, gab sie sich diesmal bei ihren Briefen noch ganz besondere Mühe. Der Briefwechsel zog sich über ein halbes Jahr hin, und die Dame schöpfte immer mehr Hoffnung, da die Antworten des Herrn immer wärmer ausfielen. Aber in einem Augenblick, da sie es am wenigsten vermutete, brach der Herr plötzlich ohne jede Erklärung den Briefwechsel ab. Die

Hoffnung der Dame war wieder einmal zu nichts geworden.

Was mag wohl die Ursache des abermaligen Fehlschlages gewesen sein?

Silben-Kapselrätsel.

Aus den Silben
art — big — cho — dal — dant — de — do
do — e — eh — en — er — et — ei
frau — gau — hoe — il — jow — far — fi
traut — la — let — lie — ma — preis
tan — ren — ri — ri — fan — sau — sti
so — strut — su — ta — tel — tes — ti
ti — tra — un — wiec — ze — zi
sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein türkisches Sprichwort ergeben (A ein Buchstabe).

1. Höchster Berg der Erde
2. Oper von Rich. Strauss
3. russischer Dichter
4. Nebenfluß der Saale
5. deutscher Chemiker
6. ehem. österr. Kronland
7. Stadt in Schleswig-Holstein
8. eingetürmter Kofel
9. Epinne
10. Veträger
11. Pflanze
12. Oper v. Rich. Wagner
13. schottisches Adelsgeschlecht
14. deutscher Maler und Kupferstecher
15. Vater des Odysseus

Kreuz- und Quersperrätsel.



Die Wörter bedeuten: a: Von links nach rechts; b: Von oben nach unten; 1. Soberheit, 2. andere Bezeichnung für Unbilligkeit, 3. Zitterraute, 4. geometrische Figur, 5. arabische Hakenstadt, 6. wertvolles Gewebe, 7a. Abkürzungswort, 7b. türkischer Personennamen, 8a. unedles Metall, 8b. Fluß in Dänemark, 9. Häutler, 10. Seegewächs, 11. weiblicher Personennamen, 12. Sohn Jakobs. — Die Diagonale A-B nennt einen männlichen Personennamen.

Der Familiensforcher.

Onkel Fritz hat die Absicht, eine Ahnentafel aufzustellen, die bis in die vierte Ahnenstufe reicht. Onkel Fritz ist ein vorzüglicher Mensch, er zeichnet sich auf einem Blatt Papier sein säubertlich eine Ahnentafel auf, und zwar mit 30 Tafeln. Als er seine Vorarbeiten, wie er glaubt, alle in der Aufstellung untergebracht hat, sind zwei Tafeln leer geblieben. Er hat, das stellt er immer und immer wieder fest, Eltern, Großeltern, Urgroßeltern und — Urgroßeltern

ohne Ausnahme eingetragen, und es sind doch nur 24 anstatt 30 Vorfahren. Wie kommt das?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe.

Lösung: Turm e4 — e7
1) ... K f6 — f7; 2) L a2 × e6 f.
K f7 — f6; 3) g4 — g5 matt.
1) ... 2) ... K f7 × S f8;
3) T e7 × L e8 matt.
1) ... L — beliebig; 2) T e7 × d7,
beliebig; 3) S f8 — h7 matt.
1) ... S b8 — a6; 2) L a2 × e6,
d7 × L e6; 3) ...

Rätselaufgabe

Nicht.

Silbenrätsel

1. Gefelle, 2. Friedenau, 3. Garmach, 4. Summe, 5. Defensiv, 6. Relief, 7. Metrie, 8. Überlingen, 9. Damaskus, 10. Granach, 11. Adoli, 12. Trinitatis, 13. Ipswich, 14. Elmer, 15. negativ, 16. Epenor, 17. Elisabeth, 18. Hadan, 19. Kankin. — Geschichte der Freundschaft sichern Verehrung.

Magisches Kreuzworträtsel

1. Dänemark, 2. Argo, 3. Egon, 4. Nonne, 5. Mal, 6. Amos, 7. Rede, 8. Anie, 9. Amen, 10. Lodi, 11. Eta, 12. See, 13. Ahnen, 14. Remo, 15. Emir, 16. Norm. Diagonale: Donatelm.

Warum wohl?

Bei dem zuletzt abgelassenen Zug standen gegen Vorchrift alle Fenster der zehn Wagen offen. Das ergab während der Fahrt einen so erheblichen Luftdruck, daß die Lokomotive fast die doppelte Kohlenmenge verbraucht, wenn sie die fahrplanmäßige Geschwindigkeit einhalten soll.

Das kostenlose

Mittagessen

Der Dichter der „Voheme“, Henri Murger, befand sich ständig in Geldverlegenheiten. Eines Tages kam um die Mittagszeit ein Freund zu ihm, den er wenige Tage zuvor zum Essen eingeladen hatte. Als dieser bei ihm eintrat, fiel ihm ein, daß er keinen Sou in der Tasche hatte. Kurz entschlossen sagte er jedoch:

„Du willst mit mir essen?“

„Allerdings“, erwiderte der Freund.

„Schön, so folge mir in ein Restaurant.“

Und auf dem Wege dorthin sagte Murger:

„Aber ich möchte gleich im voraus bemerken, daß es nicht sehr abwechslungsreich werden wird.“

Daraufhin begaben sich die beiden in das nächste Speisereaurant. Murger bestellte ein Diner für sich und den Freund. Zuerst wurde die Suppe aufgetragen, die die beiden mit Wohlbehagen aßen. Dann kam das Gemüse. Kaum hatte Murger ein paar Bissen davon gegessen, als er in Wut geriet und Krach schlug. Er verlangte nach dem Wirt, und als dieser kam, zeigte er ihm entsetzt ein paar lange Haare, die auf dem Gemüse lagen. Unter den Entschuldigungen des Wirtes verließ Murger schimpfend das Lokal. Sein Freund folgte ihm. Dann gingen sie in ein anderes Restaurant, wo sich bei der Suppe dieselbe Szene wiederholte. Mit Hilfe der Haare, die Murger immer wieder geschickt auf das Gemüse zu legen verstand, aßen die beiden Freunde so achtmal hintereinander Suppe.

Als sie das achte Restaurant verließen, sagte Murger:

„Ich bin satt“, während der Freund die Hände in die Magenregion drückte: „und ich bin todtrank. Ich esse in meinem Leben keine Suppe mehr.“ Dann schlich er nach Hause, während Murger vergnügt über die Boulevards bummelte.

Stoßseufzer.

Dorftotengräber: „Mein Nachbar, der Schuster, hat ein Schild aufgehängt: Meine Arbeit ist meine Reklame! Ich wollte, das könnte ich von meiner Arbeit auch sagen. Aber ich kann's machen, wie ich will, kein Teufel will mehr sterben.“

Der kleine Murrel ist gestern zum erstenmal in der Schule gewesen. Lernte dort, einen Finger zu heben, wenn er eine Antwort wollte, und die ganze Hand, wenn er ein dringendes Anliegen verspürte. Nach dem Unterricht holte ihn Mama ab.

Auf dem Heimweg mußten sie über eine Straßengabelung.

Der Schuttmann stoppte mit erhobener Hand den Verkehr:

Ruft Murrel laut:

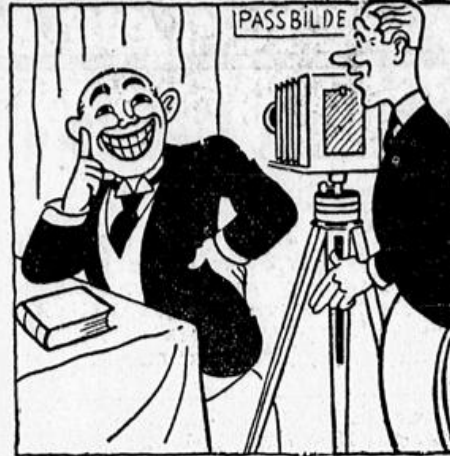
„Gute mal, Mutti, der Schuttmann muß mal raus!“

Bitte recht freundlich!

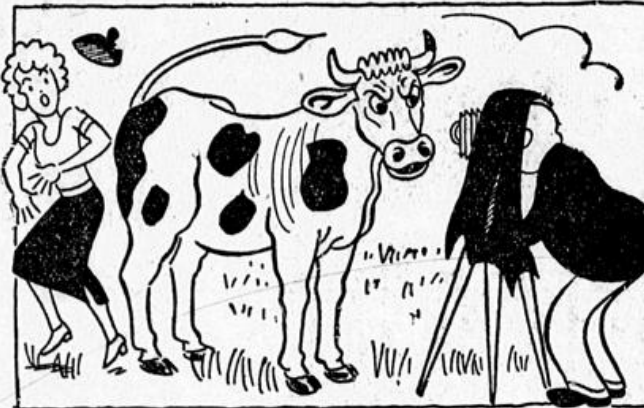
Allerlei Schnappschüsse



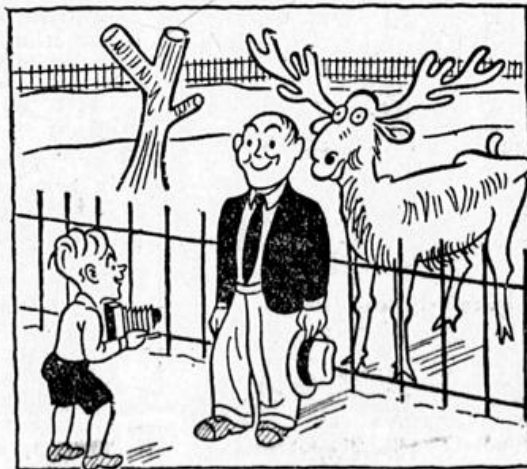
Indianer (spielen Indianer). „Kein Haar wird dir gekümmelt, Waghals, Halsenauge, unser großer Häuptling will nur ein schnelles Photo machen.“



„Schnell Sie ruhig etwas weniger breit, man sieht ja Ihre ganzen Zähne!“ „Soll man auch, die haben über 200 Mark gekostet!“



„Wenn dies auch meine erste Aufnahme ist, Frauen, aber soviel sehe ich: etwas freundlicher könnenst du schon dreinschauen!“



„Weißt mal so stehen, Entleihen, ich werde eine feine Aufnahme von dir machen.“



Zeichnung: Krusch

Nächtlicher Zwischenfall

Baumtötter hat nämlich einen getrunken und wankt mehr grölend als singend heimwärts. Unentwegt singt er auf dem ganzen Heimweg das Lied von der Lore. Endlich hat er das Schlüsselloch gefunden und die Treppe erklimmt. Vergnügt beginnt er wieder das Lied von der Lore. Mit demselben Gesang landet er im Schlafzimmer. Da bemerkt er, daß seine Frau wach ist. Sofort ergreift er den Kinderwagen und fährt auf und ab in starkem Zickzackkurs, immer noch das bekannte Lied von der Lore singend.

„Was machst du denn da für einen Lärm, Emil?“ fragt Frau Baumbötter.

„Ach, weißt du, Emma“, tut Baumbötter ganz unschuldig, „wie ich nach Hause kam, da schrie unser Baby, und nun fahre ich es, damit es wieder einschlaf.“

In diesem Augenblick begreift Emma Baumbötter den Zustand ihres Mannes und antwortet ihm vorwurfsvoll:

„Du, Lump, Baby liegt ja bei mir im Bett!“

Großmutter hat eine wunderschöne Uhr.

Schnüffelig schaut Eschen darauf.

„Großmama, schenk mir die Uhr!“

„Später, mein Kind.“

„Wann später, Großmama?“

Wenn mich der liebe Gott einmal zu sich ruft, bekommst du die Uhr.“

Eschen sagte eine Weile nichts. Dann springt sie auf:

„Du, Großmama, komm, mach schnell — ich höre den lieben Gott, wie er nach dir ruft!“

Sind Sie abergläubisch?



Zeichnung: Krusch

„Herr Ober, ich habe ein Dutzend Aukern bestellt, und Sie bringen nur ein Stück?“ „Entschuldigung mein Herr, ich glaube, Sie wollten nicht der Dreizehnte am Tisch sein!“

Wald Feld und Heide

Leben im Juli

Mit dem Johannistag, in den nördlichen und östlichen Gegenden Deutschlands etwas später, ist der Gesang der Singvögel verstummt. Dafür bemühen sich die Insekten, ein Konzert zu geben. Die Grille zirpt und schrillt ihr eintöniges Lied über die Felder und ersten Stoppeln, Vienen und Hummeln summen traulich durch die blühende Linde, um's erste aufblühende Heidekraut, das hohe Geigen der Stachmücken warnen das Ohr, und das tiefe Summen der Bremsen ist geeignet, nervöse Pferde in die Luft gehen zu lassen.

Von den Schmetterlingen fliegen jetzt die schönsten deutschen Arten: Diebst, Ed-, Eis-, Feuer-, Himmel-, Wobren-, Samt-, Silber-, Zipfelfalter, Blustropfen, Pfauenauge, Trauermantel, großer Fuchs, die schädliche Nonne, der Ringelspanner und viele andere mehr. An Käfern findet der Sammler: Vochsler, Pillendreher, Kumpenlöter, Prachtkäfer, Bodenkäfer und andere Arten, je nach den Gegenden des Reiches. Der Juli, der als der beständige Monat gilt und die höchste Durchschnittsziffer an Hitze aufweist, mühte eigentlich der beliebteste Monat sein. Aber trotz mancher Fehler seiner beiden Vorgänger — er reicht nicht an die Lieblichkeit und die Pracht des Mai und des Juni heran. Die glühende Saat, die gemähnten Wiesen — sie zeigen schon zu deutlich das Jahr auf seinem Abstieg, ohne doch die Poesie der Ernte zu geben, die August und September vergolden.

Giganten unter den Bäumen

Aus grauer nebelhafter Vorzeit ragen als lebende Denkmäler noch grüne Bäume in unsere Gegenwart hinein. Bäume, welche älter sind als die biblische Sintflut, Bäume, die fünf Jahraufsen haben kommen und gehen sehen.

Die höchsten Bäume der Erde hat Australien in seinen Eucalyptusarten, die bis zu

130 Meter Höhe wachsen. Ja, einer dieser Riesen im Dandenonggebirge bei Melbourne hat eine Höhe von 153 Meter erreicht. Siebzig bis achtzig Meter bringen die Wurzeln dieser Giganten ins Innere der Erde und ziehen alles Nützliche an Wasser aus der Tiefe an sich. Während oben oft eine monatelange Dürre herrscht, nehmen sie ihre Nahrung aus den verborgenen Quellen der Tiefe. Viel bekannter als die australischen Riesenbäume sind die wamamabäume Kaliforniens. Die alten Veteranen unter ihnen zählen nur nach wenigen Dutzenden und sind im Calaverasgarn in der Sierra Nevada vereinigt. Sie wurden erst 1852 entdeckt. Der erste Reize, der sie sah, ein Varenjäger Douw, wurde von seinen Kameraden als gewaltiger Aufsteiger verlacht, als er ihnen von seiner Entdeckung berichtete. Niemand wollte ihn begleiten, um die Riesenbäume zu sehen. Da dachte er sich eine Listung für die Jäger aus: er erzählte, daß er oben in den Bergen einen Grizzlybären erlegt habe, den man ihm hinunter-schaffen solle. Darauf gingen die Jäger ein; Douw aber führte sie zu den Mammutbäumen und überzeugte sie gegen ihr eigenes Wissen von der Wahrheit seines „Jägerlateins“. Natürlich bemächtigten sich die Spekulation dieser Lebenswürdigkeiten und nur wenige der Giganten konnten unter Naturschutz gestellt und gerettet werden.

Kleines Jagdlexikon

Aidern — das zornige Getöse des Hais.

Klagen — die Angst- oder Schmerzstöne von angeschossenem oder durch Kugel gefangenem Wild, besonders von Rehen und Hasen.

Knappen — der erste Satz des Walzschlages vom Auerhahn. Auch nennt man das den Eulen eigentümliche Zusammen-schlagen der Schnabelfeiler so.

Kolben — (als Zeitwort) sagt man vom Hirsch, wenn die Kolben hervorwachsen, also „der Hirsch kolbt“. Demgemäß auch die „Kolbezeit“.

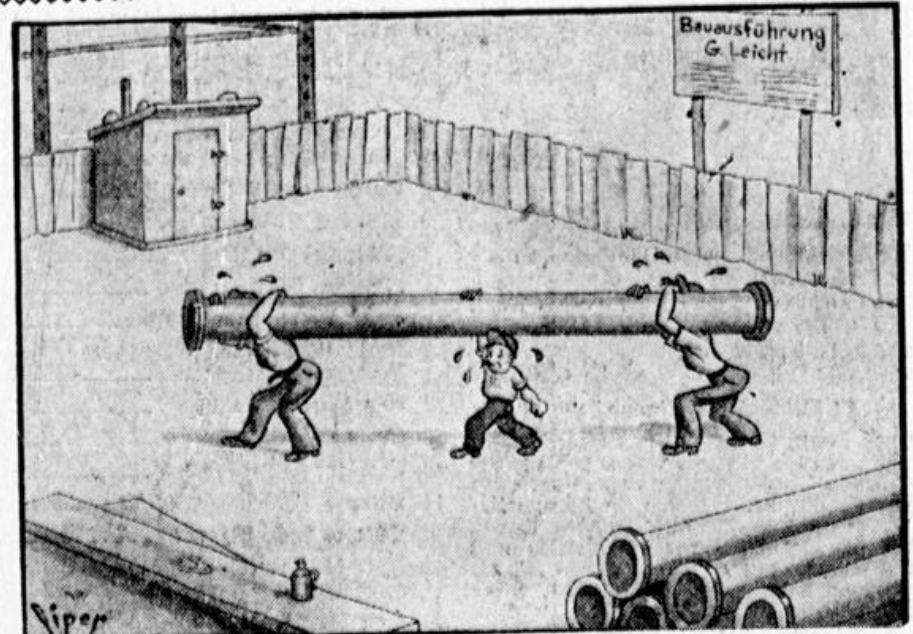
Kopf — nennt man den führenden Hund der Meute, während die letzten der „Schwanz“ genannt werden.

Koppelbändig — nennt man die Jagdhunde, welche gewohnt sind, gekoppelt zu gehen.

Korporal — das männliche Feldhubn.

Kradel — der Schwanz des Schwarzwildes.

Kralen — die Krallen der fahenartigen Raubtiere und der Raubvögel.



„Der Hilfsarbeiter“

Scherzzeichnung von Piper